

Eduard Mühle: Die Slawen im Mittelalter zwischen Idee und Wirklichkeit. Böhlau Verlag, Wien u. a. 2020. 503 S., 5 Kt. ISBN 978-3-41251-898-1. (€ 49,—)

Mit seiner umfangreichen Monografie über die Slawen im Mittelalter widmet sich Eduard Mühle einer doppelten Fragestellung. Zum einen geht es um die Frage nach einem slawischen Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsbewusstsein vom ersten Auftreten des Slawennamens in byzantinischen Quellen des 6. Jh. bis in das Hoch- und Spätmittelalter, in dessen Verlauf sich mehrere Reiche mit slawischsprachigen Bevölkerungen etablierten. Zum anderen geht es um diese Reichsbildungen im östlichen Europa vom ersten bulgarischen Reich, Karantanien und Mähren über die Kiewer Rus' bis zu den Herrschaftsbildungen in Polen, Böhmen, Kroatien und Serbien. Leitendes Erkenntnisinteresse ist dabei stets die Suche nach Spuren eines alle slawischsprachigen Bevölkerungen und Herrschaftsträger verbindenden Selbstbewusstseins und nach der Bedeutung des Slawischen für die Legitimierung von Herrschaftsansprüchen in den Reichsbildungen im östlichen Europa.

Ausgangspunkt ist der moderne Diskurs über die Slawen, dessen Anfänge in das 16. Jh. zurückreichen. M. skizziert in einem breit angelegten Eingangskapitel die „Erfindung der Slawen in der Neuzeit“ und spricht dabei die unterschiedlichen Akzentsetzungen an, die den Blick auf die Slawen in Barock und Romantik, im 19. und im 20. Jh. prägten. Sprache und Kultur wurden als vermeintlich verbindendes Element eines Slawentums gedeutet, bevor es im 19./20. Jh. zu einer politischen Aufladung dieses Gedankengutes mit ganz unterschiedlichen Zielsetzungen – panslawische Ideen unter Führung oder in Abwehr Russlands, panslawische Partizipationsansprüche im Habsburgerreich und panslawische Ideen in Konfrontation zu deutschen Herrschaftsansprüchen – gekommen ist. Vor diesem Hintergrund verfolgt M. seine Fragen nach der Bedeutung gesamtslawischer Konzeptionen in der Vormoderne.

Die Darstellung bietet zunächst einen komprimierten Abriss der kulturellen und politischen Entwicklung in Osteuropa vom 6. bis zum 15. Jh. Sie beginnt mit der Frage nach dem Beginn der Wahrnehmung von Slawen in den ältesten Beschreibungen slawischer Krieger und Siedler in oströmisch-byzantinischen, lateinischen und arabischen Texten, um dann die Ergebnisse der archäologischen und siedlungsgeschichtlichen Forschung zu den „frühslawischen Lebenswelten“ miteinzubeziehen. Es folgen drei umfangreiche Kapitel über die ersten slawischen Herrschaftsbildungen in Bulgarien, Mähren, Karantanien und auf dem Westbalkan, dann die slawischen Reichsbildungen in Bulgarien, Böhmen, Kroatien, Polen, Serbien und der Kiewer Rus' im Kontext der mittelalterlichen *nationes*-Werdung, schließlich die abgebrochenen Reichsbildungen bei den Elb- und Ostseeslawen, den Pommern und den Balkanslawen. In einem diesen Durchgang abschließenden Rahmenkapitel spricht M. dann noch einmal die Außenwahrnehmungen der slawischen Reiche an, die sich in den byzantinischen, arabisch-islamischen und lateinischen Texten der Zeit finden.

Deutlich zeigt sich in M.'s Analyse, dass es im Mittelalter kein slawisches Gemeinschaftsbewusstsein gegeben hat, sondern dass die Herausbildung eines vormodernen *natio*-Bewusstseins bei den Bulgaren, Böhmen, Polen, Serben, Kroaten und Rus' in jeweils selbständigen, auf die eigene politische Identität rekurrierenden Narrativen gründete. Die Ausnahmen, die M. vorstellt, stellen sich als Versuche heraus, zur Legitimierung und Propagierung partikularer Herrschaftsinteressen – so erstmals in der Chronistik in der Kiewer Rus' und in Dalmatien im 12. Jh. – auf eine gemeinslawische Verbundenheit Bezug zu nehmen und sie für die Durchsetzung regionaler Ambitionen zu instrumentalisieren. In Böhmen ist eine solche Strategie erstmals im Kontext der Konflikte König Otakars II. mit dem römisch-deutschen König Rudolf von Habsburg in den 1270er Jahren zu fassen, als der premyslidische Herrscher mit den benachbarten Piasten in Polen und Schlesien ein Bündnis gegen den Habsburger zu bilden suchte. Für Polen kann M. konstatieren, dass erst in der zweiten Hälfte des 14. Jh. die Idee eines gesamtslawischen Zusammenhangs und einer slawischen Herkunft der Polen formuliert worden ist. Sie geht auf den Chronisten Jan

von Czarnków zurück, der zeitweilig in der Kanzlei König Kasimirs III. tätig war, unter König Ludwig von Anjou das Land verlassen musste und nach seiner Rückkehr 1373 die sog. *Großpolnische Chronik* redigierte und erweiterte. Auch in Pommern und Mecklenburg lassen sich im 14. Jh. historiografisch-genealogische Konstruktionen erkennen, die eine slawische Vergangenheit für die aktuellen politischen Interessen der jeweiligen Dynastie – der Greifen in Pommern und der Niklotiden in Mecklenburg – instrumentalisierten. Einen anderen Befund erhebt M. für die politische Entwicklung in den russischen Fürstentümern, in Bulgarien, Serbien, Bosnien und Kroatien, wo es zu je eigenen Herrschaftsbildungen kam, die aber ohne jede Bezugnahme auf eine gemeinslawische Vergangenheit und Verbundenheit auskamen.

Slawen und Slawentum sind Imaginationen der Moderne, so resümiert M. seine Befunde ganz überzeugend. Sie spielten für die politische und kulturelle Entwicklung Osteuropas in den mittelalterlichen Jahrhunderten keine Rolle. Die bis in die Moderne nachwirkende Vorstellung von einer alle Slawen verbindenden Herkunft und Geschichte ist ganz wesentlich auf eine Außenwahrnehmung zurückzuführen, die erstmals im 6. Jh. in griechischen Texten aus dem Oströmischen Reich erkennbar wird und dann in lateinischen Quellen im Westen und in arabischen Werken in Syrien und Bagdad aufgegriffen und schließlich auf alle Bevölkerungsgruppen im östlichen Europa bezogen wurde, die man sprachlich und kulturell als zusammengehörig verstand. Auch wenn der Slawenname zu Beginn möglicherweise auf eine Selbstbezeichnung jener Gruppen zurückging, die die griechischen Autoren beschrieben, war seine Übertragung auf alle anderen slawisch sprechenden *gentes* durch lateinische und arabische Chronisten und Ethnografen ein Ergebnis von Unkenntnis und mangelnder Vertrautheit. Nachhaltig wirksam wurde die byzantinische Außensicht auf ihre slawisch sprechenden Nachbarn im Norden vor allem in religiös-kirchlicher Hinsicht. Im späten 9. und frühen 10. Jh. schufen die griechischen Gelehrten Kyrill und Method mit einer neuen Liturgiesprache, dem Altkirchenslawischen, einen Rahmen für die Einbindung der von ihnen missionierten Gemeinden in das griechisch-byzantinische Christentum, eine innovative Leistung der griechischen Mission, die tatsächlich bis heute nachwirkt.

M. ist ein glänzend geschriebenes Buch gelungen, das die breite Debatte über politische Identitätskonstruktionen in der Vormoderne um den Blick auf die Herrschaftsbildungen in Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa erweitert. Dabei zeigt sich einmal mehr, wie bereichernd und weiterführend die Einbeziehung der osteuropäischen Geschichte zwischen dem 6. und dem 15. Jh. für die gesamteuropäische Mediävistik ist.

Gießen

Stefan Tebruck

Jan Zelenka: Vom Beneficial- zum Lehnswesen. Eine vergleichende Analyse sächsischer und böhmischer Quellen des 10.–14. Jahrhunderts. (Geschichte, Bd. 167.) LIT. Berlin 2019. 222 S. ISBN 978-3-643-14281-8. (€ 49,90.)

Seitdem Susan Reynolds 1994 die vorherrschende Sichtweise des mittelalterlichen Lehnswesens einer grundlegenden Revision unterzog,¹ stellt selbiges wieder ein aussichtsreiches Thema für neue wissenschaftliche Publikationen dar. Impulse sind dabei insbesondere von Regionalstudien zu erhoffen, die räumlich begrenzten Spezifika des Lehnswesens herausarbeiten und auf diese Weise gleichzeitig unterstreichen, dass solche Besonderheiten neben gewissen Grundkonstellationen überhaupt das mittelalterliche Lehnswesen ausmachten. Die 2016 im tschechischen Original und nun in überarbeiteter und erweiterter Form auf Deutsch veröffentlichte Untersuchung zum Lehnswesen von Jan Zelenka stellt eine solche wertvolle regionale Sichtung dar.

¹ SUSAN REYNOLDS: *Fiefs and Vassals. The Medieval Evidence Reinterpreted*, Oxford u. a. 1994.

Zunächst bereitet der Autor in seiner Einleitung die fruchtbare Basis für sein weiteres Vorgehen im Rahmen des Bandes. Ausgehend von allein schon diskussionswürdigen Ansichten über „den Kreis möglicher Forschungsthemen“ sowie deren mögliche Abgeschlossenheit und bei unüberhörbarer Kritik an methodologischen Modetrends (S. 9) nähert sich Z. in geradezu konzentrischen Kreisen zunächst dem Lehnswesen in Böhmen an, „das abhängig vom jeweiligen Autor entweder der Betonung des spezifischen Charakters der böhmischen Entwicklung dient oder im umgekehrten Fall die Ähnlichkeit mit den Verhältnissen im Reich hervorhebt“ (S. 11). Dessen thematisches Potential hält er keineswegs für erschöpft, um dann weitere Möglichkeiten des Vergleichs hinsichtlich der vorhandenen Quellen, naheliegender Regionen und optionaler Methodik zu erörtern. Eine mit dem böhmischen Milieu vergleichbare Quellsituation liegt Z. zufolge im Harzvorland bzw. in jenem Sachsen Eike von Reggows vor, weswegen er sich für diese Vergleichskonstellation entschieden habe.

In einem ersten großen Teil (Kap. I) werden somit die lehnsspezifischen Verhältnisse in Sachsen einer gründlichen Sichtung unterzogen, wobei Z. zuerst auf das vorhandene Urkundenmaterial blickt und auf verliehene Güter, Besitzer und Erblichkeit, Lehnspflichten, das Wechselspiel von Lehen und Pfand, Prekarien und Auftragslehen, Investitur, Vasallen, Homagium, Fidelitas, und dann noch diesbezügliche narrative Quellen unter die Lupe nimmt. Besonders konzentriert er sich dabei auf einschlägige Stellen bei Arnold von Lübeck. Anschließend erläutert Z. in einem kurzen Forschungsüberblick, den man durchaus auch vor dem gerade näher beschriebenen Abschnitt hätte erwarten dürfen, die bisherigen „Herangehensweisen der Historiographie“, um danach – ganz in der Manier eines François Louis Ganshof – nochmals die Frage aufzuwerfen: Was ist das Lehnswesen? Er rekurriert in der Folge auf den Quellenbegriff des „rechten Lehens“, das *ius ministerialium*, das Verhältnis kirchlicher Institutionen zum Lehnswesen und auf das spannende Verhältnis von Frauen zum Lehnbesitz. Tatsächlich lassen sich dieser Quellensichtung zufolge einschlägige Belege beibringen, die das Lehnswesen nach Z.s Worten in seiner „reinsten“ Form präsentieren, also „mit Lehnshuldigung, Investitur und militärischer Verpflichtung“ (S. 81). Genau genommen handelt es sich freilich nicht um eine Reinform des Lehnswesens, sondern um die Bestätigung des klassisch gewordenen bzw. bis zur Studie von Reynolds elaborierten Verständnisses vom Lehnswesen. Weiterführend ist auch seine Beobachtung, dass sich der Terminus *beneficium* mehr und mehr auf den kirchlichen Bereich beschränkt habe und als Charakterisierung auch von weltlichem Besitz durch das vor der Mitte des 12. Jh. erstmals auftauchende *feudum* im Verlauf von rund 50 Jahren verdrängt worden sei. Zu guter Letzt schaut Z. in diesem Kapitel noch auf das Verhältnis von Senior und Vasall, was er schwerpunktmäßig am Fallbeispiel Heinrichs des Löwen und wiederum unter starkem Rückgriff auf Arnold von Lübeck untersucht. Seiner Ansicht nach bestätigen die narrativen Quellen die eher vagen Aussagen des Urkundenmaterials.

In ebenfalls vier Schritten geht Z. sodann im zweiten großen Kapitel seiner Studie vor, das den Verhältnissen in Böhmen gewidmet ist. Erneut stellt er erstens die einschlägigen Quellen vor, führt darauf zweitens die Behandlung des Lehnswesens in der tschechischen Geschichtsschreibung vor Augen, erörtert im Anschluss drittens das Verhältnis von Benefizium und Lehen im 13. Jh. und widmet sich viertens den přemyslidischen Benefizien im Frühmittelalter. Macht und soziale Ehre des Adels waren, wie man erfährt, vor dem ausgehenden 12. Jh. in Böhmen an die fürstlichen Ämter gebunden, nicht an (Allodial-) Besitz (S. 173). Das trennte Böhmen – nebenbei bemerkt – gar nicht so sehr von den Verhältnissen im Reich, wie Roman Deutinger zeigen konnte.² Zwar sicherten wohl schon vor

² ROMAN DEUTINGER: Vom Amt zum Lehen. Das Beispiel der deutschen Herzogtümer im Hochmittelalter, in: KARL-HEINZ SPIESS (Hrsg.): Ausbildung und Verbreitung des Lehnswesens im Reich und in Italien im 12. und 13. Jahrhundert, Ostfildern 2013, S. 133–157.

dem 13. Jh. in Böhmen konkrete Besitzungen die Inhaber einzelner Würden ab, wie Z. meint, freilich wäre es „ein Fehler, diese Güter als Lehen zu bezeichnen“ (S. 174). Zum Abschluss des Kapitels unterstreicht er die „gravierenden Unterschiede in Struktur und Funktionsweise beider Milieus“ (S. 177). Im 13. Jh., so der Vf. weiter, erfolgte ein Rezeptionsprozess des Lehnswesens in Böhmen, was auf seine Weise eine überzeugende Blaupause zur Interpretation der sächsischen Quellenzeugnisse liefert. Der Vergleich sei damit im Resultat „als tragfähige und zugleich geeignete Methode“ (S. 178) erwiesen. Zugleich fasse man in dem Vergleich aber Phänomene von unterschiedlich langer Dauer: Während zum einen Symptome einer beginnenden Transformation erkennbar seien, würde sich in Böhmen auch nach dem 13. Jh. andererseits eine ausgesprochen langfristige Kontinuität und Stabilität überkommener Leiheformen zeigen. Offenkundig sei es dabei kein Zufall, „dass sich die Verwendung des Terminus *beneficium* allmählich auf kirchliche Präbenden beschränkte“ (S. 179). Abschließend hält Z. fest, dass Vasallität und militärischer Dienst nur eine partielle Erscheinung des Lehnswesens bildeten, dass beides aber nicht als alleinige Wesensmerkmale desselben zu gelten hätten. Das breitere Phänomen des Leihewesens besitze dabei noch hinreichend Potential, dem eher traditionellen Forschungsthema neue Impulse zu verleihen.

Ein Anhang mit der Auflistung der relevanten Quellenbelege, ein englischsprachiges Summary, ein hilfreiches Abkürzungsverzeichnis, ein leider nicht ganz fehlerfreies Literatur- und Quellenverzeichnis, in dem, warum auch immer, nicht alle im Untersuchungsteil zitierten Titel (z. B. S. 14, Anm. 11) tatsächlich Eingang fanden, und schließlich ein übersichtlich aufgebautes Ortsnamen- und Personenregister stehen am Ende des gut lesbaren, da verständlich geschriebenen und klar strukturierten Bandes. Die Studie zeichnet sich insbesondere durch den Vorzug aus, in einer sinnvollen und weiterführenden Versuchsanordnung eine vergleichende Analyse sächsischer und böhmischer Quellen zu bieten. Der Vergleich zählt bekanntlich zur Königsdisziplin der Regionalgeschichte. In diesem Sinn kann Z.s Arbeit als geradezu mustergültig begriffen werden, wiewohl er sich wahrscheinlich gar nicht als genuiner Regionalhistoriker versteht. Der stringente Blick auf die lateinische Terminologie zum Lehnswesen und die Weitung der Perspektive auf das mittelalterliche Leihewesen, dessen sicher bekanntestes, aber wohlgemerkt nicht einziges Segment eben das Lehnswesen bildete, bieten fruchtbare Ansatzpunkte für weitere Studien, wie z. B. derzeit in Kiel eine zu den Verhältnissen im mittelalterlichen Dänemark entsteht.

Kiel

Oliver Auge

Cosmae Pragensis Chronica Bohemorum. / Cosmas of Prague, the Chronicle of the Czechs. Hrsg. von János M. Bak und Pavlína Rychterová. Central European University Press. Budapest – New York 2019. 499 S. ISBN 978-963-386-300-8. (€ 97,–.)

Die *Chronica Bohemorum* des Priesters, Kanonikers und Dechanten am Prager Domkapitel Cosmas (gest. 1125) gilt als Meisterwerk mittelalterlicher Geschichtsschreibung: überaus gelehrt, auf einem hohen rhetorischen und stilistischen Niveau und in ihrer Lebendigkeit, ihrer Zugänglichkeit und ihrem Einblick in das Wesen der politischen Macht mit jeder anderen mittelalterlichen Chronik vergleichbar. Cosmas selber wird in der Forschung auch als „the first Slavic historian of a Slavic people“ (Lisa Wolverton) und als der „erste und bedeutendste böhmische Chronist des Mittelalters“ (Peter Hilsch) angesehen.

Diese „Chronik der Tschechen“ – wie sie von zeitgenössischen tschechischen Historikern gewöhnlich genannt wird – ist die älteste erhaltene Chronik zur Geschichte Böhmens und reicht von den mythischen Anfängen bis zum ersten Viertel des 12. Jh. Beginnend mit der *Origo gentis* wird ihre Darstellung mit zunehmender Nähe an die Zeit des Autors immer ausführlicher. Zusammen mit der Chronik des sog. Gallus Anonymus sowie den ebenfalls anonymen ungarischen *Annales* gehört die *Chronica Bohemorum* zu den interessantesten historiografischen Werken aus der Zeit des Hochmittelalters, die je in Ostmitteleuropa geschrieben wurden. Sie ist die grundlegende Erzählung der tschechischen

Geschichte und Quelle der ältesten Berichte über das Land, die Menschen und ihre Herrscher. Im Zentrum eines großen wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses stehend, weckte und weckt die Chronik immer noch ein besonderes Interesse der Geschichtsschreibung.

Eine erste Übersetzung aus dem Lateinischen ins Tschechische legte in den 1920er Jahren der Philologe Karel Hardina vor. Im Jahr 2009 veröffentlichte die Mediävistin Lisa Wolverton, Professorin für Geschichte an der University of Oregon, die erste englischsprachige Übersetzung dieser Chronik. Mittlerweile sind gut elf Jahre seit dieser einschlägigen und vielerorts in der Fachwelt auf große Anerkennung gestoßenen Arbeit vergangen. Die nun vorliegende zweite englische Ausgabe, die an der Central European University Budapest erstellt wurde, zeichnet sich in erster Linie durch ihr ungewöhnlich großes Bearbeiterteam aus. Unter der Leitung der Hrsg. János M. Bak (Budapest) und Pavlina Rychterová (Wien) wurde das Opus durch Petra Multová (Brünn) Martyn Rady (London), Bak, Lóbor Švanda (Brünn) und Petr Kopal (Prag) im Kollektiv ins Englische übersetzt. Im Anschluss an diese Grundlagenarbeit übernahm ein Team der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien (Institut für Mittelalterforschung) unter der Leitung von Rychterová die Weiterbearbeitung. Die Einleitung samt Anmerkungen wurde hingegen von Jan Hasil (Prag) unter Mitwirkung von Irene van Rensvonde (Amsterdam) verfasst. Bei der Erstellung des lateinischen Textes wurde das Team zusätzlich noch von Agnes Reimitz (Budapest) und Giacomo Mariani (Modena) unterstützt. Die sprachliche Bearbeitung des englischen Textes unterstützten hingegen Clara Reimitz, Samantha Wehr, Jan Ostrčilík und Michaela Falátková. Die Endredaktion wurde schließlich wieder von Bak und Rychterová vorgenommen.

Neben der ungewöhnlichen Größe dieses Teams aus unbestrittenen Fachexperten ist die zweisprachige Ausgestaltung ein weiteres Alleinstellungsmerkmal dieser Arbeit. Zum ersten Mal wird uns eine lateinisch-englische Übersetzung des mittelalterlichen Textes präsentiert. In ihrer Ausrichtung, so die Hrsg., orientiere sich die Edition an den „general principles of the Central European Medieval Texts series“ (S. LV). Die Übersetzung stützt sich folglich auf die kritische Ausgabe von Bertold Bretholz, die 1923 unter dem Dach der *Monumenta Germaniae Historica* (MGH) erschien und den Hrsg. zufolge als „the best printed text of the Chronicle“ (S. XVI) gilt. Die Lesart von Bretholz' Ausgabe wurde hierfür nur an wenigen – im Text markierten – Stellen abgewandelt. Diese Abweichungen beziehen sich insbesondere auf die gereimten Sätze, die nach Ansicht der Hrsg. in weitaus größerem Umfang vorkommen als in den älteren Ausgaben vermerkt. Nahezu gänzlich wurde hingegen in der vorliegenden Edition auf die in einigen wenigen Handschriften enthaltenen – und in der MGH-Ausgabe in kleiner Schrift abgedruckten – Zusätze verzichtet. Es wurden lediglich solche Zusätze in den Anmerkungsapparat aufgenommen, die für die Geschichte Böhmens als besonders wertvoll erachtet wurden. Daraus folgt, dass die Beschreibung der Gründung des Klosters von Sázava am Ende der Edition als Appendix ihre Berücksichtigung findet.

Die Übersetzung zielt auf eine klare, gut lesbare englische Erzählung ab, ohne sich dabei zu weit von der lateinischen Prosa des Cosmas zu entfernen. Deutlich wird dieses Vorgehen dadurch, dass die Bearbeiter den häufigen Wechsel zum erzählenden Präsens beibehielten, wohlwissend, dass dies für das englische Ohr zuweilen unangenehm klingen mag. Wie in der Einleitung vermerkt, wurden während des Übersetzungsprozesses sowohl die deutsche Fassung der Chronik von Gerd Grandaur (in ihrer jüngsten Überarbeitung durch Franz Huf) als auch die russische, polnische und tschechische Übersetzung gewinnbringend konsultiert. Als überaus wertvoll und bereichernd erwies sich zusätzlich noch die Übersetzung Wolvertons. Problematischer gestaltete sich hingegen der Umgang mit spezifisch böhmischen Eigenbezeichnungen von Institutionen und Gebräuchen, für die im Englischen oft die passende Entsprechung fehlt. Als ähnlich schwierig erwies sich die Übersetzung der lokalen Besonderheiten wie die Bezeichnung politischer und sozialer Funktionen (z. B. *comes*). Versiert in den antiken Klassikern, wandte Cosmas die daraus stammenden

den Begriffe gern auf seine mittelalterliche Realität an. Auch der gelehrte Stil des Chronisten stellte die Bearbeiter nach eigener Aussage (S. LVI-LIX) vor große Herausforderungen.

Abseits des eigentlichen Chroniktextes wird in der Einleitung die Biografie des Cosmas in einer Weise analysiert, bei der auch stets gesellschaftspolitische Aspekte ihre Berücksichtigung finden. Die Sozialisierung des Chronisten sowie sein geistlicher Werdegang werden nicht ignoriert, sondern wohl durchdacht in den historischen Kontext der Zeit eingebettet. Selbst zu den Fragen, wer die Chronik ab dem 12. Jh. fortgesetzt haben könnte oder wie die wesentlichen Merkmale der politischen Vorstellungskraft der Premysliden ausgesehen haben könnten, liefert die Einleitung nützliche Informationen. Dem Leser werden somit nützliche Werkzeuge an die Hand gegeben, um unabhängig vom eigenen Expertenstatus gewinnbringend mit der Chronik arbeiten zu können.

Eine 21 Seiten starke Bibliografie, samt einer Auflistung der bisher edierten Handschriften der *Chronica Bohemorum* und einer Liste der bis heute erschienenen Übersetzungen (sechs auf Tschechisch, zwei auf Deutsch, je eine auf Russisch und Polnisch), sowie ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis geben einen guten Einblick in die Forschungslage. Zwei Karten – eine zur Topografie der Prager Umgebung im Frühmittelalter, eine des frühmittelalterlichen Böhmens – sowie eine genealogische Tafel böhmischer Herrscherpersönlichkeiten folgen, bevor ein Personen- und Ortsregister sowie ein Zitationsindex dem durchaus gelungenem Editionsprojekt einen runden und würdigen Abschluss verleihen. Dem Leser wird so ein schneller Zugang zum Werk sowie eine einfache Navigation ermöglicht.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass sich die englische Übersetzung sehr gut liest, der Anmerkungsapparat sich als äußerst nützlich erweist und die Forschungsliteratur zur Geschichte Böhmens sich auf dem neuesten Stand bewegt. Diese kritische Ausgabe der *Chronica Bohemorum* avanciert dadurch zu einem weiteren wertvollen Hilfsmittel sowohl für Mittelalter-Spezialisten als auch für interessierte Laien, die sich mit Böhmen im Speziellen und Osteuropa im Allgemeinen befassen wollen. Auch ist die kritische Edition für all diejenigen geeignet, die einen lebendigen und aufschlussreichen Text über das politische Leben im Mittelalter suchen. Genau aus diesen Gründen wird sie sicherlich rasch zu einem sehr nützlichen und wertvollen Instrument für eine breite Forschergruppe heranreifen.

Münster

Martin Koschny

The Expansion of the Faith. Crusading on the Frontiers of Latin Christendom in the High Middle Ages. Hrsg. von Paul Srodecki und Norbert Kersken. (Outremer. Studies in the Crusades and the Latin East, Bd. 14.) Brepols Publishers. Turnhout 2022. 350 S. ISBN 978-2-503-58880-3. (€ 93,-)

St. Bernard of Clairvaux, while formulating the regulations of the Templar Order in his *De laude novae militiae*, emphasized the defensive character of the crusades to the Holy Land. The first crusaders' chroniclers, while praising the victories of the First Crusade, quite frequently described the crusades as a defensive war and as an indispensable expansion of the Christian faith to dispel the darkness of disbelief and idolatry. St. Bernard referred to the assumption that one can come to know God through one's love for Him (*in tantum cognoscitur Deus in quantum amatur*); therefore, all crusaders, who took the cross and left for the pilgrimage to Jerusalem, were executing an act of love for God.¹ The dis-

¹ JONATHAN RILEY-SMITH: Crusading as an Act of Love, in: THOMAS F. MADDEN (ed.): The Crusades: The Essential Readings, Oxford 2002, pp. 31–50.

semination of true belief among the Muslims, who were blamed for idolatry and heresy² by the crusaders, was a self-explanatory manifestation of the crusaders' love for God in the eyes of the apologists of the First Crusade.

The book under review here describes various aspects of the relations between the faith and the crusades. It consists of five sections including eighteen articles. The introductory article by Paul Srodecki speaks about how the crusades were related to the dissemination of the Christian faith, and expansion to the Levant. Having discussed the traditionalist, pluralist and generalist trends of the crusades, the author raises the question of how much faith was involved in the definition of the crusades of the Middle Ages, considering that in the Latin peripheries of Europe (Iberia and the Baltic region), the processes of Christianization and Europeanization took place simultaneously with the crusades. The first part of Zdzisław Penteck's article shows how the dissemination of the faith through the crusades was perceived by several rulers of Central Europe (the duke of Silesia Boleslas I the Tall, the king of Hungary Andrew II and others). Darius von Güttner-Sporzyński continues by analyzing the place of Poland in the idea and practice of the Medieval crusades. The politics behind the crusades and propagation of the faith among the Wends and Prussians as executed by the Polish dukes justified the crusades in the view of the Throne of Apostles and Polish chroniclers. The further participation of Polish dukes in the Second Crusade and later was the result of expectations raised by the crusades against the Wends and Prussians which, however, did not produce the expected effect. The article by Neven Budak points out that the same crusade expectations were held by the nobles of Medieval Hungary, Dalmatia and Croatia. At their head, the king of Hungary Andrew II not only thought that he was defending the border of Christianity, but he also regarded the crusades as a political tool in respect to his neighbors, similarly to the Polish dukes. Other articles in this collection also describe how the rulers used the crusades for their own political aims.

The second part starts with the article by Kurt Villads Jensen on the destruction of pagan idols during the crusades (especially during the Wendish crusade and when the Danish conquered the island of Rügen). In the twelfth century, the destruction of paganism (depaganization) was perceived as an obligatory attribute of the crusades, as the destruction of evil (devilish) forces would reveal the values of the Christian faith. Similar ideological provisions, as can be seen from the article by Norbert Kersken, are reflected in the 1147 crusade against the western Wends. The crusaders were urged to set free the lands of the western Wends from the pagan abominations. Thus, according to the author, the idea of the crusades (conquests) was related to the idea of converting pagans to the Christian faith (missions). There is no doubt that the relation between these ideas was necessary for the support of the crusades to the Baltic region. Separate cases show that the crusaders relied more on the idea of conquering the pagan lands than peaceful Christianization. Kristjan Kaljusaar analyzes how Duke Albert of Saxony, invited by Bishop Albert of Riga to assist him to fight with the pagan Semigallians and Estonians, became the secular patron of the Riga bishop in 1219/20. Bishop Bruno of Olomouc (or Moravia) may also have felt himself to be the spiritual patron of the crusades against the Prussians as he accompanied his ruler Ottokar II Přemysl in 1254/55 and 1267/68 to Prussia. The role of Bishop Bruno of Olomouc in organizing the crusades against the Prussians is described in detail by David Sychra.

The third part of the collection is devoted to the conquests and expansion. Jens E. Olesen deals with the so-called Swedish Crusades to Finland and Karelia as being the consciously selected political strategy by the Swedish rulers that justified conquests. Martin Schürer analyzes the complicated relations between Count Adolf II and the

² Cf. JOHN V. TOLAN: *Saracens: Islam in the Medieval European Imagination*, New York 2002, pp. 105–173.

Western Wends' Obodrite duke Niklot during the 1147 crusade. Oliver Auge returns to the conquests by the Danish in Rügen in 1168/69. The conquest of Rügen was introduced by Voldemar's apologists as an act of depaganization and a symbol of the final victory of Christianity, but it is obvious that by means of the crusades, Denmark solved the problems of its political hegemony. The last article of this chapter, written by Luis García-Guijarro, transfers the reader to another edge of the Medieval Christian world—Al Andalus, where the battle of Las Navas de Tolosa took place in 1212. The author concludes that this military campaign was not a crusade, although it had some elements of the latter, added by later generations of historiographers. However, this military campaign was just a constituent part of the whole long process of the reconquest.

The fourth part starts with the article by Nikolaos G. Chryssis about the army of crusaders headed towards Christian Constantinople, raising questions as to how much the tension between the Western Church and the Eastern Church, the politics of Pope Innocent III, the activity of the Eastern patriarchs, and the image of the Greeks as schismatic in the Western Church contributed to such a development of events. Anti Selart analyzes how the Russian schism added to the crusades in Livonia and other locations of the Baltic region. It was maintained in the historiography (especially in Soviet and present Russian works) for a long time that the Eastern Church did not participate in the crusade movement. Selart shows that during the conquest of new lands, close cooperation between the Eastern and Western Churches existed.

The last section of the collection analyzes separate aspects of the crusades and propaganda. For example, Eric Böhme examines how in 1163/64, the Franks together with the king of Jerusalem Amalric tried to implement a military plan—to entrench in Egypt, thereby interrupting the assistance to the Muslims in the fight for the Holy Land. Despite the fact that the sources are controversial about this campaign, it was the first attempt of the crusaders to neutralize Egypt. Nora Berend analyzes the picture drawn by medieval historiographers for future generations of the king of Hungary Andrew II as a brave crusader. Robert Antonín returns to the image of Ottokar II Přemysl as a crusader in the Medieval chronicles. It becomes clear from the article that this image does not coincide well with the reality because the Bohemian king participated in a few crusades, but only briefly and reluctantly. It shows once again that the image created by the chroniclers requires careful revision. Finally, Srodecki analyzes the factor of the Mongols in the crusade movement in the Baltic region, the crusades against the Mongols, and the involvement of the principalities of Russia in these crusades. It is worth mentioning that when Mindaugas was crowned in 1253 as king of Lithuania, Pope Innocent IV also expected to engage him in an anti-Mongol coalition.

The volume apparently shows that research into crusade history is still relevant, and the perspective of analyzing them from the point of view of the Christian world periphery is fruitful and promising. The authors of the articles demonstrate, that the movement of the crusades had an impact on different layers of the medieval societies in various countries; it is clear that a larger number of cases being studied not only expands the view on the crusades, but also allows a better perception of them.

Klaipėda

Marius Ščavinskas

David Kalhous: Bohemi. Prozesse der Identitätsbildung in frühprämyslidischen Ländern (bis 1200). (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse: Denkschriften, Bd. 510; Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 24.) Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2018. 261 S. ISBN 978-3-7001-82-8. (€ 79,-)

Das vorliegende Buch von David Kalhous, das die überarbeitete und erweiterte Fassung seiner Habilitationsschrift darstellt, die 2016 an der Palacký-Universität in Olomouc eingereicht und verteidigt wurde, stellt sich angesichts des Umfangs der Quellenbasis, auf

die sich die Forschung zu diesem Thema stützen kann, einer anspruchsvollen Aufgabe: den Prozess der Identitätsbildung im frühmittelalterlichen Böhmen nachzuvollziehen.

In seinen einleitenden Überlegungen bietet der Autor einen Überblick über die historische Forschung zur Entstehung und Ausprägung von Ethnizität und Nationalität im frühmittelalterlichen Mitteleuropa, insbesondere am Beispiel der Forschung aus den deutschsprachigen Ländern, die mit Böhmen vor allem durch die geografische Nähe und seit dem 10. Jh. durch Prozesse des Kulturtransfers miteinander verbunden sind. Die Schlussfolgerungen dieser Literatur dienen ihm als methodologische Ausgangspunkte für seine Forschungen über die Ethnogenese und den Prozess der Herausbildung der kollektiven Identität der mittelalterlichen Böhmen. K. fasst außerdem die seit langem geführte Debatte über die Stammesstruktur der mittelalterlichen Böhmen zusammen und erinnert an die bisher allgemein akzeptierte Theorie von Dušan Třeštík über die Existenz eines einzigen böhmischen Stammes, dem mehrere Fürsten vorstanden und der seit dem ausgehenden 9. Jh. in Folge der Durchsetzung der Fürstenlinie der Přemysliden geeint war.

Folglich weist K. zu Recht darauf hin, dass die gerade auch durch Třeštík repräsentierte böhmische Geschichtsschreibung für das 12. Jh. die Bildung einer politischen Nation der Böhmen auf der Grundlage einer gemeinsamen kulturellen Identität postuliert hat, ohne jedoch zu versuchen, die Mechanismen zu definieren, auf deren Grundlage dieser Prozess stattfand. Um diese Lücke in der Forschung zu schließen, zieht der Vf. theoretische Literatur zur kollektiven Identität generell heran. Er benennt die allgemein akzeptierten Faktoren der kollektiven Identität bzw. Ethnizität (mit diesen Begriffen geht K. etwas vage um) – wie Sprache, Landesgrenzen, Beziehungsnetzwerke innerhalb von Gruppen, Religion und Kommunikation – und ergänzt sie um Walter Pohls Idee, dass die Konstruktion von Identität oder Ethnizität mit der Metapher des vereinten Blutes, der gemeinsamen Abstammung und der Verwandtschaft verbunden sei. Weitere Inspirationsquellen für K.s Überlegungen sind Patrick J. Gearys Arbeiten zur Identitätsbildung und Reinhard Wenskus' Konzept des Stammes. Demnach seien „Stämme nicht mehr als natürlich entstandene Gruppen, die alle freien Männer einer Rasse und Sprache umfassen, sondern im Gegenteil als veränderliche Gemeinschaften von Kriegern, die ihre Existenz der kleinen Elite verdanken, auch den Trägern des Traditions-kerns“ (S. 14), zu verstehen. Diese theoretischen Prämissen und methodologischen Axiome verbindet K. mit Quellenzeugnissen zur Entwicklung in Böhmen vom 10. bis 12. Jh.

Im ersten Kapitel zeichnet er die Entwicklung der monarchischen Herrschaftsbildung im frühmittelalterlichen Böhmen und Mähren nach und geht dabei auf Fragen nach der Intensität und dem inhaltlichen Schwerpunkt der přemyslidischen Herrschaft sowie nach dem Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie ein. Wie sich in diesem Zusammenhang die Beziehungen zwischen der Elite und der Herrscherdynastie definieren lassen, ist ein wichtiger Bestandteil der Frage nach der Entstehung des mittelalterlichen Adels, die in der tschechischen Historiografie bis heute nicht abschließend geklärt ist. Diesbezüglich unterstreicht der Autor die gemeinsame Rolle des Fürsten, der Elite und der Kirche bei der Bildung einer kollektiven Identität, die er auch als Mittel zur Stärkung der gegenseitigen Loyalität charakterisiert. Auf der Grundlage der in diesem Kapitel vorgestellten Ergebnisse hält es K. für gerechtfertigt, die böhmischen weltlichen Eliten des Frühmittelalters als „Adel“ zu bezeichnen und damit die traditionelle Sichtweise auf die gesellschaftliche Entwicklung in den böhmischen Ländern zu revidieren, die Begriffe wie *velmož* oder *předák* verwendete.

In seinen anschließenden Überlegungen untersucht der Autor anhand von Quellen aus dem 10. bis 12. Jh. die Darstellung und Instrumentalisierung des Verhältnisses zwischen den böhmischen Ländern und dem Heiligen Römischen Reich. Diese Überlegungen zu kaiserlichen und böhmischen Chroniken und Annalen zeigen, wie umfassend sich das Konzept der „Konstruktion des Anderen“ zur Formulierung der eigenen Identität verwenden ließ. K. konstatiert nicht nur eine prinzipiell nicht überraschende unterschiedliche Herangehensweise der kaiserlichen und böhmischen Chronisten bei der Definition von

„Böhmen“, sondern zeigt auch die häufige Verwendung von Motiven des „Fremden“ zur Hervorhebung der Konturen des „Eigenen“ oder „Heimischen“ in den böhmischen Quellen.

Angesichts der zentralen Rolle, die der Wenzelskult bei der Herausbildung der kollektiven Identität der Böhmen spielte, ist es nicht verwunderlich, dass sich das folgende Kapitel unter dem Titel „Was wusste man über den Hl. Wenzel im Reich?“ darauf konzentriert, die Verbreitung der Reliquien dieses Heiligen und der Handschriften der St.-Wenzel-Legende im kaiserlichen Raum nachzuzeichnen. K. hat hier eine präzise Analyse vorgelegt, die zwar keine überraschenden Ergebnisse liefert, indem sie das Wissen über den Hl. Wenzel im Reich in einen begrenzten Kreis von wenigen kirchlichen Institutionen verortet, aber exemplarisch für seine originelle Quellenforschung insgesamt steht. Gleichzeitig wirkt dieses Kapitel aber falsch platziert: zwischen einem Kapitel, das die Verwendung der Konstruktion des Fremden zur Bildung der eigenen Identität in Quellen böhmischer Provenienz untersucht, und einem Kapitel über historische Narrative im mittelalterlichen Böhmen, das vor allem bezüglich der Überlegungen zur Rezeption der böhmischen Chroniken mit dem vorgenannten direkt zusammenhängt.

Ein weiterer Schwerpunkt des Buches ist somit die Untersuchung des Publikums der genannten Quellen und die Frage nach der Rolle der Regierungskrise des Přemysliden-Fürstentums um das Jahr 1000, der großmährischen Tradition und des Wenzelskults in der mittelalterlichen böhmischen Geschichtsschreibung. K. weist dabei die innere Kohärenz der weltlichen und kirchlichen Eliten Böhmens in überzeugender Weise nach (die Einteilung in weltliche und kirchliche Eliten verlor in dieser Zeit de facto ihre Bedeutung). Diese enge soziale Verbindung ist für den Autor die Grundvoraussetzung für den Transfer von Ideen, welche die kollektive Identität der Böhmen prägen. Dass die großmährische Tradition und die Ereignisse um das Jahr 1000 bei der Konstituierung des kollektiven Gedächtnisses bzw. der Identität der Böhmen eine Rolle gespielt haben könnten, weist er zurück, gleichzeitig ergänzt und resümiert er die früheren Forschungen über die seiner Ansicht nach entscheidende Bedeutung des Hl. Wenzels für die Bildung des kollektiven Bewusstseins der Böhmen.

Insgesamt stellt das Buch sowohl mit der Zusammenfassung bisheriger Forschungen als auch mit seiner eigenen Analyse einen wichtigen Impuls und eine Inspiration für die weitere Erforschung der Entwicklung des frühmittelalterlichen Mitteleuropas dar.

Ostrava

Robert Antonín

Martin Slepíčka: Úcta k svatému Jeronýmovi v českém středověku. K. 1600. výročí smrti církevního otce svatého Jeronýma. [Die Verehrung des hl. Hieronymus im böhmischen Mittelalter. Zum 1600. Todestag des Kirchenvaters hl. Hieronymus.] Reprónis. Ostrava 2021. 234 S., Ill. ISBN 978-80-7329-464-9.

Die Monografie des jungen tschechischen Historikers Martin Slepíčka ergänzt auf einzigartige Weise die bisherige Forschung über die Präsenz des hl. Hieronymus in der mittelalterlichen Kultur Mitteleuropas. Akribisch summiert der Autor im ersten Kapitel die relevante Forschung, im zweiten Kapitel eher knapp das Leben des hl. Hieronymus und im dritten Kapitel eher spekulativ dessen Kult im mittelalterlichen Böhmen. Schon der früheren Forschung ist die relativ geringe Präsenz des hl. Hieronymus in der böhmischen Frömmigkeitslandschaft bis zur Hälfte des 14. Jh. nicht entgangen. Erst die mit Kaiser Karl IV. verbundene Überlieferung dokumentiert ein gesteigertes Interesse, er gliederte den hl. Hieronymus in seine elaborierten Identifikationsangebote ein. Diese formulierte er gemeinsam mit den Intellektuellen seines Hofes, um die diversen Eliten seines Reiches anzusprechen.

Die ältere tschechische Forschung hat im Grunde die wichtigsten Kenntnisse zu diesem speziellen Thema zusammengetragen, und Julia Verkholtantsev hat den Befund für die

englischsprachige Leserschaft in einer ansprechenden Form zugänglich gemacht.¹ Soňa Černá hat vor Kurzem eine substantielle Analyse der Überlieferung der sog. Hieronymus-Briefe beigetragen,² deren Autor, Johannes von Neumarkt, einer der nächsten Mitarbeiter des Kaisers war. S. ignoriert zwar die jüngsten Beiträge von Černá, allerdings liegt sein Schwerpunkt nicht auf der textuellen Tradition, sondern auf der ikonografischen Überlieferung, deren Katalog der zweite Teil des Buches gewidmet ist. Und dieser Katalog, ergänzt um eine bilanzierende Einleitung, kann sich sehen lassen. Eine Beurteilung seiner Vollständigkeit muss entsprechend spezialisierten Kunsthistoriker:innen vorbehalten bleiben, hier kann nur anerkennend bemerkt werden, dass Fachleute, die etwas mehr über die Hieronymus-Ikonografie in Böhmen wissen und nicht übermäßig bibliografieren wollen, hier sehr gut bedient werden. Der Katalog diverser Abbildungen des Heiligen wird mehr oder weniger akkurat (soweit dies eben möglich ist) chronologisch organisiert, wobei Buchilluminationen, die deutlich in der Überzahl sind, sich mit Fresken aus kleinen böhmischen Kirchen, Tafelbildern, Statuetten, Stichen und sogar einer Tonfliese und einem Messgewand abwechseln. Das streng eingehaltene chronologische Prinzip ist etwas gewöhnungsbedürftig, obwohl es einer inneren Logik nicht entbehrt – steht doch der hl. Hieronymus im Zentrum der Untersuchung und nicht ein spezifisches Medium. Außerdem werden die unterschiedlichen Medien in der Einleitung zum Katalog detailliert behandelt. Die Lemmata zu den einzelnen Abbildungen des Heiligen sind streng deskriptiv gehalten und jeweils um eine Bibliografie ergänzt, die keine offensichtlichen Lücken aufweisen.

Überhaupt ist Deskription der einzige methodische Ansatz, der in dem Werk zum Tragen kommt. In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass ein nicht so buchaffiner Leser sich eventuell fragen könnte, warum eine derart ausgerichtete Arbeit dem (Fach-)Publikum überhaupt in Buchform angeboten werden muss, anstatt ihren Inhalt in einer Open Access-Datenbank zu präsentieren. Leider jedoch werden Datenbanken – mögen sie auch noch so zeit- und arbeitsaufwändig sein – in den historischen Fächern nicht als alleinige Qualifikationsarbeit akzeptiert, obwohl sie mittlerweile einen integralen Bestandteil eines jeden kompetitiv erworbenen Projekts darzustellen scheinen. Zu selten wird daher die Frage diskutiert, was dieser Umstand einerseits für die Qualität der Datenbanken bedeutet und andererseits für die Karrieren der jungen wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen, welche die kostbare Zeit, die sie dem Aufbau ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem umkämpften Arbeitsmarkt widmen sollten, mit dem Befüllen einer Datenbank verbringen, die ihr:e Vorgesetzte:r in einem seiner bzw. ihrer kompetitiven Projekte versprochen hatte. Die unschöne Antwort darauf, egal aus welchem Blickwinkel, dürfte nicht allzu schwer fallen. Insofern ist die Arbeit von S. für ihre Akribie zu loben; er hat ein nützliches Instrument für seine Fachkolleg:innen bereit gestellt; die Energie, Zeit und Sorgfalt, die er dieser Arbeit gewidmet hat, sind unbedingt zu würdigen.

Wien

Pavína Rychterová

¹ JULIA VERKHOLANTSEV: *The Slavic Letters of St. Jerome. The History of the Legend and Its Legacy, or, How the Translator of the Vulgate Became an Apostle of the Slavs*, DeKalb 2014.

² SOŇA ČERNÁ: *The Letters of St Jerome of the Prague Chancellor and Notary John of Neumarkt. A Transmission History*, in: PAVLÍNA RYCHTEROVÁ (Hrsg.). *Pursuing a New Order I. Religious Education in Late Medieval Central and Eastern Central Europe*, Turnhout 2019, S. 47–74.

Chronologia sejmów Rzeczypospolitej Obojga Narodów (1569–1793). [Chronologie der Sejms des polnisch-litauischen Adelsrepublik (1569–1793).] Hrsg. von Leszek A. Wierzbicki und Dariusz Kupisz. Wydawnictwo Sejmowe. Warszawa 2021. 333 S. ISBN 978-83-7666-714-0. (PLN 97,-)

Der Titel des rezensierten Werkes könnte den Anschein erwecken, als handle es sich um ein chronologisches Verzeichnis der einzelnen Sejms. Das vorliegende Werk bietet jedoch weit mehr und stellt tatsächlich ein Kompendium des altpolnischen Parlamentarismus dar.

Władysław Konopczyński, der seit 1917 an der Krakauer Jagiellonen-Universität lehrende Spezialist für Verfassungs- und Diplomatiegeschichte, legte bereits in der Zwischenkriegszeit ein Projekt für eine Chronologie der polnischen Sejms vor. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gelang es ihm, eine umfangreiche Kartothek mit 1700 Einträgen anzusammeln. Die Ergebnisse seiner Arbeit konnten erst nach Kriegsende veröffentlicht werden.¹ Konopczyński stellte eine Liste der Sejms aus den Jahren 1493–1793 zusammen und ergänzte Informationen u. a. über Beginn und Ende der Sitzungen und die Namen der Marschälle. Er nennt in seinem Werk auch die Archivsignaturen der handschriftlichen Sejm-Protokolle (*diariusze sejmowe*), die von ganz unterschiedlichen Akteuren (Bürgerschaften, dem polnischen Königshof, ausländischen Mächten) in Auftrag gegeben wurden und eine der grundlegenden Quellen für die Erforschung des Sejms darstellen (gedruckte *diariusze* wurden erst in den 1760er Jahren unter Stanislaus II. August veröffentlicht).

Schon zum Zeitpunkt seiner Veröffentlichung entsprach das Werk jedoch nicht mehr dem aktuellen Wissensstand. Einerseits wurden viele der von Konopczyński erwähnten handschriftlichen Quellen während des Krieges zerstört (z. B. die Sammlungen, die in der Krasński-Bibliothek oder im Hauptarchiv Alter Akten in Warschau aufbewahrt wurden). Viele Akten aus anderen Archiven wurden ebenfalls vernichtet, z. B. aus dem Staatsarchiv Danzig, und die Sammlung des Lemberger Ossolineums wurde zwischen Polen und der Sowjetunion aufgeteilt. Andererseits wurden viele Dokumente aus Familienarchiven, die den Historikern bisher nicht zugänglich waren, von Staatsarchiven übernommen. Mit der Zeit eröffnete sich auch die Möglichkeit, in ausländischen Archiven und Bibliotheken zu forschen. Daher konnten in den folgenden Jahren partielle Ergänzungen veröffentlicht werden, die über neue Quellen aus in- und ausländischen Archiven und Bibliotheken, die die Geschichte des polnischen Parlamentarismus beleuchteten, informierten.² Dieses Wissen war jedoch verstreut. Daher erschien es den Hrsg. Leszek A. Wierzbicki und Dariusz Kupisz lohnenswert, nicht nur Angaben aus bisher veröffentlichten Werken in einer Publikation zu sammeln, sondern auch neue Forschungen *sub specie* einer neuen Edition durchzuführen. Vor allem ging es darum, die Quellenbasis zu erweitern und bisher unbekannte *diariusze* zu finden. Zur Mitarbeit wurden die bedeutendsten Experten auf dem Gebiet des polnischen Parlamentarismus eingeladen, u. a. Ewa Dubas-Urwanowicz, Edward Opaliński, Anna Filipczak-Kocur, Bogusław Dybaś und Urszula Kosińska.

¹ WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI: Chronologia Sejmów Polskich 1493–1793 [Chronologie der polnischen Sejms 1493–1793], in: Archiwum Komisji Historycznej PAU, Seria 2 4 (1948), 3, S. 127–169.

² Z. B. HENRYK OLSZEWSKI: Nowe materiały do chronologii sejmów polskich [Neue Materialien zur Chronologie der polnischen Sejms], in: Czasopismo Prawno-Historyczne 9 (1957), 2, S. 229–258; MARIA WREDE: Katalog źródeł do dziejów sejmów i sejmików I Rzeczypospolitej w zbiorach rękopisów Biblioteki Narodowej [Katalog der Quellen zur Geschichte des Sejms und der sejmiki der Adelsrepublik in der Handschriften-Sammlung der Nationalbibliothek], in: Rocznik Biblioteki Narodowej 26 (1990), S. 25–38.

Das Werk präsentiert Informationen über 175 Sejms aus der Epoche der Wahlmonarchie (1569–1793), darunter ordentliche Sejms (*sejmy zwyyczajne*, die alle zwei Jahre über einen Zeitraum von sechs Wochen abgehalten wurden), außerordentliche Sejms (*sejmy nadzwyczajne*, die aufgrund besonderer Umstände einberufen wurden und zwei Wochen lang tagten), Konvokationssejms (*sejmy konwokacyjne*, die nach dem Tod des Monarchen vom Primas ausgeschrieben wurden), Wahlsejms (*sejmy elekcyjne*, auf denen der König gewählt wurde) und Krönungssejms (*sejmy koronacyjne*, die nach der feierlichen Krönung stattfanden).

Für jeden Sejm werden Informationen zu folgenden Punkten angeführt: die vom König (bzw. bei Versammlungen, die während eines Interregnums abgehalten wurden, vom Primas) ausgestellten Universalen (*uniwersaly*), mittels derer der Sejm verkündet wurde; Angaben zu den Landtagen, die vor und nach einem Reichstag abgehalten wurden (*sejmiki przedsejmowe*, *sejmiki relacyjne*); Zeitpunkt und Ort, an denen der Sejm abgehalten wurde; die Namen der Marschälle der Landbotenkammer (*marszałek izby poselskiej*); Angaben zu den verabschiedeten Gesetzen (*konstytucje sejmowe*) einschließlich bibliografischer Hinweise. Besonders wertvoll sind die Informationen über die handschriftlichen Diarien, die in polnischen und ausländischen Archiven und Bibliotheken aufbewahrt werden; hierzu werden Signaturen angegeben, und gegebenenfalls Hinweise zu kritischen Quelleneditionen. Ebenfalls genannt wird die wichtigste Forschungsliteratur zu dem jeweiligen Sejm. Im Vergleich zu Konopczyńskis Werk erweitert der besprochene Band nicht nur deutlich unsere Kenntnis über die handschriftlichen Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus; er korrigiert auch die Anfangs- und Enddaten einiger Sejms, ergänzt die Informationen über *sejmiki* und nennt die Namen der Landboten, die das *liberum veto* zum Zerreißen des Sejms nutzten.

Der chronologischen Übersicht ist ein beschreibender Teil vorangestellt. In zwölf kurzen Aufsätzen werden die wichtigsten Probleme des polnischen Parlamentarismus während der Herrschaft der Wahlkönige dargestellt.

Der Klärung bedürfen die von den Hrsg. gewählten chronologischen Zäsuren. Die bisherige Forschung ging davon aus, dass die Anfänge des polnischen Parlamentarismus auf den Sejm in Petrikau im Jahr 1493 zurückgeführt werden können. Nach neueren Forschungen, u. a. von Waław Uruszczać, kann diese Grenze um mehrere Jahrzehnte nach hinten verschoben werden, mindestens bis 1468.³ Die Hrsg. haben daher zu Recht beschlossen, sich auf die Zeit der Wahlmonarchie zu beschränken: Die grundlegenden Befugnisse des damaligen Parlaments ergaben sich aus den Bestimmungen der *Articuli Henriciani* von 1573.

Abschließend ist zu sagen, dass das besprochene Werk unser Wissen über die Geschichte des polnischen Sejms auf den neuesten Stand bringt und einen Ausgangspunkt für weitere Forschungen zum frühneuzeitlichen polnischen Parlamentarismus bildet. Besonders wertvoll ist neben dem Grundwissen über die einzelnen Sejms die umfangreiche Liste der Archiv- und Bibliothekssignaturen, hinter denen sich die handschriftlichen Sejm-Protokolle verbergen.

Warszawa

Jacek Kordel

³ WAŁAW URUSZCZAK: Najstarszy sejm walny koronny dwuizbowy w Piotrkowie w 1468 roku [Die früheste Versammlung des Zwei-Kammer-Sejms in Petrikau im Jahre 1468], in: WALDEMAR BUKOWSKI, TOMASZ JUREK (Hrsg.): *Narodziny Rzeczypospolitej. Studia z dziejów średniowiecza i czasów wczesnonowożytnych*, Bd. 2, Kraków 2012, S. 1022–1056; WAŁAW URUSZCZAK: Pierwszy sejm walny koronny dwuizbowy od 9 do 31 października 1468 roku [Der erste Zwei-Kammer-Sejm vom 9. bis 31. Oktober 1468], in: DARIUSZ KUPISZ, WAŁAW URUSZCZAK (Hrsg.): *Sejm Królestwa Polskiego i Rzeczypospolitej Obojga Narodów a europejskie reprezentacje stanowe*, Warszawa 2019, S. 60–80.

Martin Faber: Sarmatismus. Die politische Ideologie des polnischen Adels im 16. und 17. Jahrhundert. (Deutsches Historisches Institut Warschau Quellen und Studien, Bd. 35.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2018. 525 S. ISBN 978-3-447-10956-7. (€ 84,-.)

Die Diskussion um die regionale und funktionale Reichweite der Gültigkeit geschichtswissenschaftlicher Epochenbegriffe, im vorliegenden Fall „Sarmatismus“, ist stets aufschlussreich. Es ergibt sich zum einen die Möglichkeit, den immer wieder so lebhaft diskutierten Ansatz des historischen Vergleiches aufzugreifen, anzuwenden und zu adaptieren, und zum anderen die Gelegenheit, historiografische Ansprüche auf nationale Sonderwege zu reflektieren, zu überprüfen und weiter zu kontextualisieren.

Martin Faber widmet sich in der vorliegenden, an der Universität Freiburg als Habilitationsschrift angenommenen umfassenden Studie dem Sarmatismus, der im Titel und dann weiter in der Einleitung in räumlicher, gesellschaftlicher, chronologischer und funktionaler Hinsicht klar und eingängig umrissen wird: Demnach bezeichnet „Sarmatismus“ vor allem die Ideen der konservativen Kräfte innerhalb des Adels, die sich gegen eine Reform der polnisch-litauischen Rzeczpospolita und insbesondere gegen eine Aufhebung des *liberum veto*, also des parlamentarischen Einstimmigkeitsprinzips, wandten. Der Autor unternimmt nach einer Einleitung (Kap. I) gemäß einer gemischt diachronen und synchronen Vorgehensweise folgende Schritte: die Ausgangslage hinsichtlich des Adels, seiner Privilegien und der breiteren Vorgeschichte (Kap. II), die unmittelbare Vorgeschichte auf Ereignisebene (Interregna, Adelsaufstand) (Kap. III), sehr ausführlich der unmittelbare Inhalt des Sarmatismus, worauf noch zurückzukommen sein wird (Kap. IV), sowie die außenpolitische Situation im 17. Jh. anhand von Ereignissen (Adels- und Kosakenaufstände) und Königen (Michael Wiśnowiecki, Johann Sobieski) (Kap. V). Schlusswort (Kap. VI) sowie Quellen- und Literaturverzeichnis schließen die Arbeit im Sinne guter wissenschaftlicher Praxis ab.

Angesichts des in der Einleitung gründlich diskutierten Forschungsstandes ist das Desiderat einer eigenen, vornehmlich quellengestützten, Monografie zur grundlegenden Definition des Sarmatismus als politische Ideologie überzeugend argumentiert. Dementsprechend beeindruckend sind Umfang und Reichweite der berücksichtigten gedruckten Quellen (S. 465–480!); hinsichtlich der Quellengattungen liegt der Schwerpunkt auf der anlässlich politischer Ereignisse (Reichstage, Interregna, Königswahlen, Erhebungen, Konföderationen) entstandenen Publizistik. Eher ergänzenden Charakter hat das unedierte Material aus den Handschriftensammlungen der Bibliothek in Kórnik, der Czartoryski-Bibliothek in Krakau, der Ossoliński-Bibliothek in Breslau und der Universitätsbibliothek in Vilnius.

Der Erhalt adelig-ständischer Privilegien unter dem diskursmächtigen Schlagwort der „polnischen Freiheit“ hatte für die politischen Akteure höhere Priorität als der des Staates, so eine ganz zentrale und gut abgestützte These der gesamten Arbeit. Als fruchtbar erweist sich dabei der Ansatz, diesen Umstand sektoral breit zu fassen und auszuwerten, ist doch damit Ideologie ebenso angesprochen wie politisches Handeln und Ritual, Kultur oder Lebensstil, die als gesellschaftliche Idealvorstellungen durchaus über die Frühe Neuzeit hinweg wirkten. Ohne modisch zu sein, gewährleistet der Autor eine breite Einbettung seiner Überlegungen und Ergebnisse in überregionale aktuelle Diskussionen unter Hervorhebung einer Reihe von Ansätzen. Ausdrücklich angesprochen werden diesbezüglich die Reflexion der Zeitbegriffe nach Reinhart Koselleck, eine Definition des Ideologie-Begriffes nach Andrew Heywood, der aber auch hin zum Begriff „Mentalität“ transparent gemacht wird, oder das Plädoyer für ein historisch-dynamisches, mehr an Diskursen als an Einzelautoren orientiertes Verständnis politischer Theorien mittels Adaption der „Cambridge School“ des politischen Denkens nach Quentin Skinner und John Pocock. Vergleichende Perspektiven werden vor allem zu den nicht vorrangig monarchisch verfassten Gemeinwesen der Zeit angeboten, etwa zum Heiligen Römischen Reich und hier insbesondere zu den Niederlanden und zur Eidgenossenschaft, sowie zu Venedig. Dieser Umstand spiegelt sich auch in einer nicht nur vertiefenden, sondern auch zeitlich breiten Berücksichtigung der Forschungsliteratur (S. 480–518!) vor allem polnischer und deut-

scher Provenienz, aber auch in englischer, vereinzelt in französischer, ganz vereinzelt auch in italienischer, litauischer und tschechischer Sprache wider; der Autor kann auf fünf Vorstudien aus eigener Feder verweisen.

Exemplarisch für die gelungene Verknüpfung von Kompilation, Analyse und Narration in der Arbeit sei die Gliederung des synchron argumentierenden Kap. IV über die Inhalte des Sarmatismus vorgestellt. Nach einer Einführung in die Voraussetzungen unter dem Schlagwort des Strebens nach formal-rechtlicher Adelsgleichheit („Symbiose“) werden die inhaltlichen Elemente des Sarmatismus in Form bündiger Abschnitte in gesellschaftliche Haltungen und idealtypische Figuren gegossen: Konservativismus („Omnis novitas nociva“), Bedeutung des Königs („Der Unentbehrliche“) und der militärischen Funktion („Der Szlachcic als Ritter“), topografisch-gesellschaftliches Idealbild („Ritter und Landmann“), sowie innen- („Gute Gesetze, schlechte Sitten“) und außenpolitische („Polonia defensa“) Auseinandersetzung. Ein Personenregister erleichtert dabei den Zugang.

Der Umstand, dass dieses Kap. IV dann auch überproportional lang ist, kann inhaltlich gerechtfertigt werden. Gewöhnungsbedürftig, wenngleich in der Produktion wissenschaftlicher Bücher in steigendem Maß üblich, ist hingegen der Umstand, dass nicht alle vom Autor implementierten Gliederungsebenen im Inhaltsverzeichnis evident werden, was der Übersichtlichkeit und somit der Benutzbarkeit nicht immer zuträglich ist. Hinsichtlich des Titels ist anzumerken, dass nicht das gesamte 16. Jh., sondern nur dessen zweite Hälfte unter den spezifischen Umständen der Wahlmonarchie als thematisch relevant eingestuft werden kann; Schlüsseldaten für den Beginn der Betrachtungen sind dann doch frühestens die Alleinherrschaft Sigismunds II. Augst (ab 1548), vor allem aber die Union von Lublin (1569) und der definitive Beginn der Epoche der Wahlmonarchie mit dem Aussterben der Jagiellonen (1572).

Es sei aber außer Zweifel gestellt, dass ungeachtet dieser Formalien bzw. Marginalien mit der Monografie eine ebenso grundlegende wie gründliche Arbeit vorliegt. Ausdrücklich positiv zu beurteilen ist schließlich die vom Autor geweckte Aussicht auf mehr: Trotz der bereits sehr klar gefassten abschließenden Thesen hin zu langfristiger Wirkmächtigkeit sarmatischer kultureller Ideale in der polnischen Gesellschaft behält er die – im Sinne einer Gesamtbetrachtung des Sarmatismus freilich unerlässliche – Behandlung des 18. Jh. einem eigenen Band vor.

Wien

Christoph Augustynowicz

Der Böhmisches Ständeaufstand 1618–1620. Akteure, Gegner und Verbündete. Hrsg. von Václav Bůžek. Aschendorff Verlag, Münster 2021. 430 S. ISBN 978-3-402-24761-7. (€ 59,–.)

Dieser Sammelband, dessen Beiträge bei einer vom Historischen Institut der Philosophischen Fakultät der Südböhmischen Universität in Budweis (České Budějovice) geplanten Konferenz diskutiert werden sollten, die aber wegen der Corona-Pandemie leider ausfiel, knüpft an die Forschungen der letzten Jahrzehnte sowie an laufende Untersuchungen an und berücksichtigt dabei den internationalen Kontext des Böhmisches Ständeaufstands. Die wichtigsten Akteure sind hier vertreten, ohne dass andere bedeutsame Themen zu kurz kämen. Ein erster Themenbereich gilt der Darstellung des Böhmisches Ständeaufstands als Auftakt zum Dreißigjährigen Krieg. Ronald Asch erörtert die europäische Mächtepolitik aus dem Blickwinkel der *Pax Hispanica*, während Václav Bůžek sich auf die Wechselwirkung von Religion und Politik in Böhmen in der Zeit vor dem Prager Fenstersturz (23. Mai 1618) konzentriert.

Die Gegner des Böhmisches Ständeaufstands kommen im zweiten Themenbereich zu Wort. Zu Beginn des Aufstands vermieden es diese Mächte, sich an einem Konflikt zu beteiligen, dessen Ausgang ungewiss war. Die Beiträge zeigen allerdings deutlich, dass es in ihrer politischen Argumentation Unterschiede gab. Kursächsische Bemühungen um Friedensvermittlung (die sogenannte Interposition, 1618/19) scheiterten am Fehlen von Frie-

denbereitschaft sowohl in Wien wie auch in Prag (Christoph Kampmann). Auch die Versuche Ludwigs XIII. von Frankreich, Frieden zu stiften, blieben erfolglos (Olivier Chaline). In Madrid war die Regierung Philipps III. lange abgeneigt, sich einzumischen, obwohl der spanische Gesandte Graf Oñate sie dazu drängte. Ondřej Lee Stolička analysiert die komplizierte Kommunikation zwischen dem spanischen Hof, seinen Gesandten in Mitteleuropa und Vertretern des böhmischen und mährischen Hochadels. Luc Duerrloo dokumentiert die Wirksamkeit und den politischen Hintergrund der – zumeist in Antwerpen gedruckten – Propagandaschriften gegen den Böhmisches Ständeaufstand in den spanischen (oder südlichen) Niederlanden. Sie dienten nebenbei dazu, das Regime der am Brüsseler Hof regierenden Erzherzöge zu stabilisieren. Papst Paul V. und seine Diplomaten waren vor allem bestrebt, die österreichischen Habsburger in die spanische und päpstliche Politik einzubinden – eine Politik, die zwangsläufig eine starke religiöse Dimension aufwies (Tomáš Černušák). Václav Bůžek erörtert die umsichtige Politik Maximilians I. von Bayern. Erst nachdem Friedrich V. von der Pfalz die böhmische Krone angenommen hatte und die katholische Religion ernstlich bedroht schien, schloss der bayerische Herzog sich endgültig den Gegnern Böhmens an.

Die Verbündeten des Böhmisches Ständeaufstands waren sowohl im Inland als auch im Ausland aktiv. Bei der Vorstellung ihrer Argumentation fällt wiederum auf, wie unterschiedlich das politische Vorgehen und die Motivation der Akteure sein konnten. Dem Anführer der mährischen Stände, Karl dem Älteren von Žerotín, widmet Tomáš Knoz einen umfassenden Beitrag, beruhend auf seiner 2008 erschienenen Biografie, die vor allem durch die Auswertung von Žerotíns Korrespondenz und anderen bisher wenig beachteten Quellen neue Erkenntnisse gebracht hat. Žerotín versuchte vergeblich, für Mähren eine eigenständige Position in den Ländern des Königreichs Böhmen zu sichern. Er kommunizierte mit beiden Lagern, denen er Informationen, aber auch politische Vorschläge unterbreitete. Erst nach 1621 verlor er das Vertrauen der habsburgischen Partei, brachte aber Kaiser Ferdinand II. dazu, die Strafen für mährische Rebellen zu mildern und auch weniger hart gegen religiöse Dissidenten vorzugehen. Drei weitere Aufsätze diskutieren das Kommunikationsnetzwerk dreier Fürsten vor dem Hintergrund ihrer Politik: Johann Georg I. von Sachsen (Kateřina Pražáková), Jakob I. von England (Pavel Král) und Friedrich V. von der Pfalz (Jana Hubková). Das anfängliche Bemühen der ungarischen Stände, nicht in den Böhmisches Ständeaufstand verwickelt zu werden, mündete 1619 in die kämpferische antihabsburgische Politik Gabriel Bethlens (Gábor Kármán).

Die Bedingungen für die niedrigeren Ränge in der Armee der Aufständischen ist ein bisher wenig erforschtes Thema, und der Befund, dass die Versorgung der böhmischen Soldaten durch die Stände keineswegs ausreichte, verwundert nicht (Klara Andresová Skoupá). Eine zweite Gruppe, die in der Geschichtsschreibung nur selten gesondert auftritt, der Ritterstand Böhmens, wird von František Koreš in den Blick genommen. Es überrascht nicht, dass die niederen Adeligen sich in den Wirren des Aufstands vor allem um die Rettung des eigenen Hab und Guts bemühten. Es gab jedoch Ausnahmen: Der Autor dokumentiert die grundsätzliche Parteinahme für den Aufstand bei Johann Ulrich Klusák von Kostelec.

Die Kommunikationsnetzwerke der Gegner des Aufstands werden als vierter thematischer Bereich vorgestellt. Kaiser Ferdinand II. wurde maßgeblich beeinflusst von der Idee der Frömmigkeit als Leitfaden der Politik. Dies mag auch einer der Gründe dafür gewesen sein, so Jiří Hrbek, dass er die Kommunikation mit den Aufständischen, vermittelt durch Adam den Jüngeren von Waldstein, noch lange fortsetzte, bis er sie 1619 endgültig abbrach. In gewisser Weise wird dieser Beitrag vervollständigt durch die Forschungen über den Wiener Hofrat und sein Kommunikationsnetzwerk, gestützt auf die Protokollbücher im Wiener Kriegsarchiv (Vitězlav Prchal). Der nach dem Prager Fenstersturz in Exil gegangene, aber schon 1621 zurückgekehrte Erzbischof von Prag, Johann Lohelius, versuchte in seiner Korrespondenz Ideen zu entwickeln, die in Einklang mit der Politik Ferdinands II. die katholische Kirche in seiner Diözese stärken könnten. Dabei war ihm seine Mit-

gliedschaft im Prämonstratenser-Orden eine wichtige Hilfe: mit ihr, so Jiří Mikulec, konnte er sich trotz einfacher, d. h. nicht hochadeliger, Herkunft in seinem Amt behaupten.

Nicht nur die Sieger nach der Schlacht am Weißen Berg (8. November 1620) konfiszierten oft das Besitztum ihrer Gegner und trieben sie in die Emigration, sondern auch die Rebellen während des Ständeaufstands. Diese wenig bekannten Vorgänge stehen im Mittelpunkt des Beitrags über die katholischen Adeligen Böhmens, die von den Aufständischen als „unaufrichtige Söhne des Landes“ bezeichnet wurden (Josef Hrdlička).

Die Reihe der Aufsätze schließt mit der Schilderung der ziemlich wirren Begebenheiten in der katholischen Stadt Böhmisches Budweis, die während des Aufstands von den Aufständischen belagert wurde. Tomáš Sterneck zeigt, wie die städtischen Funktionsträger, die sich unterschiedlichen Parteien zurechnen ließen, aneinander gerieten. Dieser Sammelband bietet neben neuen Ansätzen zu alten und neuen Themen, gestützt auf neue Archivforschungen, dem Leser auch wertvolle Zusammenfassungen des aktuellen Forschungsstands.

Warmond

Nicolette Mout

Gelehrte – Schulen – Netzwerke. Geschichtsforscher in Schlesien im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Joachim Bahlcke und Roland Gehrke. (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte, Bd. 28.) Böhlau Verlag. Wien u. a. 2019. 400 S., Ill. ISBN 978-3-412-51666-6. (€ 52,-)

Epochen – Themen – Methoden. Geschichtsschreibung in Schlesien vom späten 18. Jahrhundert bis 1914. Hrsg. von Joachim Bahlcke und Roland Gehrke. (Neue Forschungen zur schlesischen Geschichte, Bd. 30.) Böhlau Verlag. Wien u. a. 2021. 526 S., Ill. ISBN 978-3-412-52305-3. (€ 75,-)

Landesgeschichte im Spannungsfeld von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Die Historische Kommission für Schlesien (1921–2021). Hrsg. von Joachim Bahlcke, Roland Gehrke und Ulrich Schmilewski. Bd. 1: Darstellung; Bd. 2: Dokumentation. Leipziger Universitätsverlag. Leipzig 2021. 1052 S., Ill. ISBN 978-3-96023115-8. (€ 98,-)

Die Historische Kommission für Schlesien (HiKo) blickte im Jahr 2021 auf ihr 100-jähriges Bestehen zurück. Bereits weit im Vorfeld wurde dieses Jubiläum von den HiKo-Verantwortlichen als Möglichkeit verstanden, sich gründlich und kritisch mit der (Landes-)Geschichtsschreibung über und in Schlesien auseinanderzusetzen. Der Umfang der daraufhin eingeleiteten Aktivitäten, die „im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts der Konstituierung der historischen Wissenschaften im Oderland zwischen Aufklärung und Erstem Weltkrieg“ (Band „Landesgeschichte“, S. 13) erfolgten, war zweifellos bemerkenswert in Relation zu den einer Historischen Kommission gemeinhin zur Verfügung stehenden finanziellen und zeitlichen Kapazitäten. Zum einen wurden zwischen 2015 und 2019 drei Tagungen zu Themen der schlesischen Landesgeschichtsforschung abgehalten und deren Beiträge anschließend publiziert, zum anderen erschien in Form der zwei Teilbände „Darstellung“ und „Dokumentation“ 2021 eine umfangreiche Gesamtdarstellung der 100-jährigen Geschichte der HiKo. Dieser im Folgenden „Landesgeschichte“ genannte Band soll hier ebenso besprochen werden wie die beiden Bände zu den Tagungen 2017 („Gelehrte“) und 2019 („Epochen“).¹ Als Hrsg. sowie als Vf. maßgeblicher Beiträge in den drei Bänden zeichnen die Vorstandsmitglieder Joachim Bahlcke (Erster Vorsitzender), Roland Gehrke (Geschäftsführer) sowie für den Band „Landesgeschichte“ zusätzlich Ulrich Schmilewski (Zweiter Vorsitzender) verantwortlich.

¹ Die Tagung von 2015 ist dokumentiert in: JOACHIM BAHLCHE, ROLAND GEHRKE (Hrsg.): Institutionen der Geschichtspflege und Geschichtsforschung in Schlesien. Von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Köln u. a. 2017. Vgl. die Rezension von LUCYNA HARC, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 68 (2019), S. 284–286.

Da die große Mehrzahl der beteiligten Autor:innen (einige von ihnen sind in mehr als nur 1 Band vertreten) der HiKo angehört bzw. deren Umfeld zuzurechnen ist, stellt sich zunächst die Frage, ob der große organisatorische Aufwand zu neuen Erkenntnissen bzw. einem kritischen Blick auf die HiKo und deren Protagonisten geführt hat. Sind diese Bände auch für diejenigen von Nutzen, die sich für gewöhnlich nicht näher mit der Landesgeschichte Schlesiens befassen? Diese Frage, soviel vorweg, kann nahezu uneingeschränkt bejaht werden. Da nicht nur die Unterlagen der HiKo selbst, sondern für einen Teil der Beiträge auch zusätzliche Archivbestände in Deutschland, Polen und Tschechien ausgewertet wurden, übertreffen die nun vorliegenden Publikationen insgesamt deutlich das Niveau selbstreflexiver Festschriften. Der jeweilige Forschungsstand wird nicht nur zusammengefasst und auf die Verhältnisse in Schlesien bezogen, sondern in manchen Fällen dank der Quellenfunde auch erweitert. Ebenfalls zu loben, da nicht selbstverständlich, ist die gelungene äußere Aufmachung und Verarbeitung. Am Ende jedes Bandes finden sich ein Ortsregister, das die deutschen und polnischen Namensvarianten erfasst, sowie ein Personenregister. In den Bänden „Epochen“ und „Gelehrte“ werden zudem in der Mehrzahl der Beiträge die Lebensdaten der jeweils erwähnten Personen direkt im Fließtext angegeben.

Der Band „Gelehrte“ analysiert die Geschichtsschreibung in Schlesien im 19. Jh. anhand von Karriereverläufen und personalen Netzwerken. Dies geschieht in vier Abschnitten. Der erste davon, „Akademische Qualifikations- und Karrieremuster in der Breslauer Geschichtswissenschaft“, besteht aus zwei längeren Beiträgen Bahlckes (zu geschichtswissenschaftlichen Habilitationen an der Universität Breslau) und Gehrkes (zur Berufungspolitik ebendort). Dem vorangestellt – anstelle einer formellen Einleitung – ist ein von den beiden Hrsg. gemeinsam verfasster Beitrag zur „Karriereforschung im wissenschaftlichen Milieu Schlesiens“. Diese drei Texte bilden insofern eine methodische Einheit, als jeweils auf Grundlage eines präzise rezipierten Forschungsstands von den allgemeinen Zuständen in Preußen und darüber hinaus auf die spezifischen Zustände in Schlesien hingeleitet wird. Die 1811 neugegründete Breslauer Hochschule wird so als ein bislang wenig erforschtes Fallbeispiel einer „Durchgangsuniversität“, von der sich ambitionierte Lehrkräfte nur allzu gern wieder wegberufen ließen, in überzeugender Weise in den größeren Kontext eines sich immer weiter ausdifferenzierenden Wissenschaftsapparates eingeordnet.

Im zweiten Abschnitt „Historiker- und Gelehrtenkarrieren an der Universität Breslau“ werden in chronologischer Reihenfolge fünf Persönlichkeiten näher vorgestellt, die auf jeweils ganz eigene Weise die Geschichtsforschung in und über Schlesien prägten. Den Auftakt bildet der Beitrag von Norbert Kersken über Johann Büsching, der seit 1810 als Säkularisationskommissar mit der Verzeichnung der klösterlichen Archive und Bibliotheken betraut war, eine Altertümersammlung an der Breslauer Universität aufbaute und dort 1822 schließlich eine Professur für Kunstgeschichte übernahm. Kersken konzentriert sich, ganz im Sinne des Sammelbandkonzepts, auf die Frage nach dem Netzwerkcharakter dieser und zahlreicher weiterer Tätigkeiten des Gelehrten. Deutlich knapper fällt Schmilewskis Beschäftigung mit dem Historiker Gustav Stenzel aus, der mit dem von ihm seit 1843 geleiteten Breslauer Historischen Seminar und als Verfasser zahlreicher einschlägiger Studien als Begründer der modernen Historiografie über Schlesien gilt. Sehr viel stärker in Politik und Publizistik aktiv war hingegen der auf polnische Geschichte spezialisierte (und wohl aufgrund seines katholischen Glaubens erst spät als Nachfolger Stenzels auf einen Lehrstuhl in Breslau gelangte) Richard Roepell, dem Matthias Barelkowski eine „ambivalente Haltung des vermeintlichen Polenfreundes“ („Gelehrte“, S. 181) attestiert. Ein Beitrag über die Rechtshistoriker Theodor Mommsen und Otto Friedrich Gierke (Steffen Schlinker) sowie eine ausführliche Studie über den als Archivar, Vorsitzenden des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens sowie Schriftleiter von dessen Zeitschrift überaus produktiven Colmar Grünhagen (Andreas Rütger) beschließen diesen Abschnitt.

Während der vierte Abschnitt zum Anteil religiöser Gruppen an der Geschichtsforschung mit einem Beitrag von Michael Hirschfeld zu schlesischen Priesterhistorikern sowie zwei Beiträgen zu jüdischen Historikern (Barbara Kalinowska-Wójcik zu

Jacob Caro, Markus Braun und Ezechiël Zivier; Winfried Irgang zu Rabbinern im schlesischen Historikermilieu) eine weitere wichtige Komponente in das Gesamtbild einfügt, ließe sich die Überschrift des dritten Abschnitts „Geschichtsforschung in Schlesien zwischen Universität und außeruniversitären Institutionen“ auf die Mehrzahl der im Band vertretenen Beiträge anwenden. Neben Urszula Bończuk-Dawidziuks Darstellung des Führungspersonals von sieben schlesischen Museen würdigt Franziska Zach die Karriere des insbesondere an der Dynastiegeschichtsschreibung interessierten Rudolf Graf von Stillfried-Alcántara, der mangels Promotion zwar von seinen Fachkollegen eher gering geschätzt, aufgrund seiner persönlichen Freundschaft mit Friedrich Wilhelm IV. aber am Hohenzollern-Hof bis zum Oberzeremonienmeister und Direktor des Königlichen Hausarchivs aufstieg.

Werden also in dem Band „Gelehrte“ im Wesentlichen einzelne Personen oder Personengruppen nicht zuletzt bezüglich ihrer Lebensläufe näher in den Blick genommen, ergeben die über 500 Seiten der „Epochen“ ein beeindruckendes Panorama schlesischer Geschichtsschreibung; die einzelnen Aufsätze werden von Bahlcke und Gerke in ihrem einleitenden Beitrag „als Bausteine für eine noch zu schreibende Gesamtdarstellung der schlesischen Historiographie“ („Epochen“, S. 16) eingeordnet. Die im langen 19. Jh. mit historischen Themen befassten Forscher (es handelte sich fast ausschließlich um Männer, wie auch unter den Beitragenden der hier besprochenen Bände Frauen deutlich in der Minderheit sind) werden nun stärker mit Ihren Arbeitsschwerpunkten und ihren wissenschaftlichen Publikationen sichtbar.

Kersken gelingt das Kunststück, in seinem 40-seitigen Beitrag über die „Erschließung nichturkundlicher Quellen“ in exakt 300 Anmerkungen rund 400 Literaturtitel unterzubringen, ohne dass beim Lesen der Überblick oder das Verständnis für die Schwerpunkte mediävistischer Forschung in Schlesien verloren ginge. Das Pendant dazu bildet Tomasz Jureks Aufsatz zu der „Erschließung urkundlicher Überlieferung“, der mit einem deutlich schlankeren bibliografischen Apparat die Archivlandschaft schildert und eine Vielzahl an Editionen nachweist. Als Teil- und Nachbardisziplinen der Geschichtswissenschaften werden anschließend die Historischen Hilfswissenschaften (Schmilewski), Rechts- und Verfassungsgeschichte (Schlinker), Kirchengeschichte (Dietrich Meyer), Landesgeschichte (Hans-Jürgen Bömelburg), Wirtschaftsgeschichte (Tomasz Przerwa), Kulturgeschichte (Wojciech Kunicki), Urgeschichte (Sebastian Brather), Kunstgeschichte (Urszula Bończuk-Dawidczuk) und Volkskunde (Tobias Weger) näher in den Blick genommen. In einem eigenen Unterkapitel „Räume“ kommen sodann vier „regionale und überregionale Forschungsinteressen“ der schlesischen Historiografie zur Sprache: Oberschlesien (Ryszard Kaczmarek), die Grafschaft Glatz (Hirschfeld), Polen (Gehrke) sowie Böhmen und Mähren (Bahlcke). Bahlckes Beitrag ist mit seinen knapp 80 Seiten Umfang nicht nur die längste, sondern mit seiner Kombination biografischer, institutioneller und forschungspraktischer Bezugnahmen sicherlich auch eine ausgesprochen gut gelungene Studie – verwiesen sei hier nur auf sein Unterkapitel zu Archivreisen, das nicht zuletzt mit seinen zeitgenössischen Zitaten eine gewisse Lebendigkeit in den zwangsläufig stark textbezogenen Band bringt. Einen eher reihenden Charakter weist demgegenüber der abschließende Beitrag zum Rezensionswesen auf, in dem Gregor Ploch konstatiert (allerdings auf ungleichmäßiger Datengrundlage, S. 498 f.), dass in Österreich das historiografische Interesse an Schlesien deutlich geringer ausgeprägt gewesen sei als in Deutschland und Polen.

Diese für das 19. Jh. detailliert untersuchten Zusammenhänge werden mit dem Band „Landesgeschichte“ in das 20. und frühe 21. Jh. übertragen. Dabei verschiebt sich zwangsläufig der Fokus. Der biografische Aspekt wird nun überwiegend im Dokumentationsteil, in 39 von Schmilewski verfassten Biogrammen der maßgeblichen Vorstandsmitglieder, abgehandelt (S. 897–972). Als die entscheidende Kategorie treten im Verlaufe des Jahrhunderts Projekte zunehmend an die Stelle persönlicher Netzwerke. Die Vf. richten ihren Blick auf die Leistungen der HiKo, aber auch auf deren Fehlschläge. Zu den abgeschlos-

senen bzw. über viele Jahrzehnte hinweg erfolgreich betriebenen Projekte zählen insbesondere das *Schlesische Urkundenbuch* (Irgang), die *Schlesische Bibliographie* (Kersken), die *Geschichte Schlesiens* (Matthias Weber) oder aus der jüngeren Vergangenheit das Verbundprojekt *Adel in Schlesien*, das Gehrke in einem Unterpunkt seines Kapitels über die HiKo „als wissenschaftliche Vermittlungsinstanz“ vorstellt. Weniger erfolgreich, wenn auch keineswegs gänzlich ohne Ertrag, verliefen hingegen die Projekte „Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens“ (Kersken), „Schlesisches Klosterbuch“ (Bahlcke) und „Flurnamenforschung“ (Kersken).

Wenn auch die Gründe für Erfolg oder Misserfolg unterschiedlicher Natur waren, so wird doch deutlich, dass nicht mehr die Arbeitsleistung Einzelner ausschlaggebend war, sondern finanzielle, institutionelle und auch tagespolitische Faktoren immer stärker ins Gewicht fielen. Folgerichtig widmet sich der (nach den Projekten) zweite Hauptabschnitt „Querschnitte – Verflechtungen und Verbindungen“ den finanziellen Rahmenbedingungen der HiKo vor (Bahlcke) und nach (Irgang) dem Zweiten Weltkrieg sowie dem Paradigmenwechsel der auf die Geschichte Schlesiens bezogenen Wissenschaft(spolitik) in den 100 Jahren seit 1921 – von einer „Volks- und Kulturbodenforschung“, die auch nach der Neukonstituierung der HiKo 1951 „ehern am Dogma eines ‚germanisch-slawischen Kulturgefälles‘ und eines daraus resultierenden ‚Deutschen Kulturträgetums‘ in Ostmitteleuropa“ festhielt, hin zu einer wissenschaftlichen Vermittlungsfunktion unter der gleichberechtigten Beteiligung polnischer und tschechischer Wissenschaftler:innen (Gehrke, S. 522 f.). Einige Dutzend Abbildungen (von Bauwerken, Porträts und Landkarten) lockern die Darstellung auf.

Ob die 76 für den Dokumentationsteil ausgewählten Quellentexte – ergänzt um Mitgliederlisten, Satzungstexte, eine Bibliografie und die bereits erwähnten Biogramme wirklich der Buchform bedurft hätten, ist eine Frage der persönlichen Auffassung. In digitaler Form ließe sich dieser lexikonähnliche Band leichter erschließen, in gedruckter Form entspricht er in sehr viel eindrucksvollerer Weise seinem Charakter als Festschrift. Gerade weil die Verantwortlichen mit den drei Tagungsbänden und dem Darstellungsteil ihren Willen zu einer selbstkritischen, reflektierten und stets die Kontexte einbeziehenden Analyse schlesischer Landesgeschichtsschreibung auf höchstem Niveau umgesetzt haben, erscheint diese üppige Aufmachung nicht unangemessen.

Natürlich ergeben sich zwischen den Bänden Wiederholungen, gerade auch bezüglich von Lebensdaten oder Informationen zu Institutionen und Projekten. Angesichts der Vielzahl an Handlungssträngen und Verwicklungen, die sich aus 200 Jahren landesgeschichtlicher Forschung ergeben, ist man jedoch für gelegentliche Wiederholungen sogar dankbar, stärken sie doch gewissermaßen das Netzwerk, das sich durch die Vielzahl an Bezügen zwischen den einzelnen Beiträgen ergibt. Überhaupt ist die redaktionelle Betreuung der Texte zu loben, nur selten finden sich Unstimmigkeiten, wenn etwa Rüther in seinem Beitrag zu Grünhagen mitten im Text gänzlich zu Unrecht den Anschein erweckt, er komme nun zum ersten Mal auf seinen Protagonisten zuspochen („Mit der Bestallung des Archivars und Privatdozenten Colmar Grünhagen [...]“, „Gelehrte“, S. 223).

Die HiKo wurde 1921 ins Leben gerufen, um „die konzeptionellen Grundlagen einer modernen Landesgeschichtsforschung“ zu schaffen (Jurek, „Gelehrte“, S. 98.). Stärker als der seit 1846 bestehende Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens folgte er den Maximen von Verwissenschaftlichung und Akademisierung. Mit der Herausgabe der drei Tagungsbände sowie der Festschrift haben die heutzutage Verantwortlichen diesen Anspruch in einer Weise umgesetzt, die für die Landesgeschichtsschreibung weit über Schlesien hinaus wertvolle Erkenntnisse und Ansatzpunkte für weitere Studien bereithält. Dass ein weiterer wichtiger Impetus für die Gründung im Jahre 1921 – „die Rückbesinnung auf Heimat, Land und Volk [als] wichtige ordnungsstiftende Funktion“ (Bahlcke, „Landesgeschichte“, S. 63) – in der HiKo seit den 1960er Jahren immer weniger und heutzutage überhaupt nicht mehr ins Gewicht fällt, ist ebenso sehr zu begrüßen.

Marburg

Christoph Schutte

Martin Rohde: Nationale Wissenschaft zwischen zwei Imperien. Die Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften 1892–1918. (Wiener Galizien-Studien, Bd. 6.) Vienna University Press – V & R unipress. Wien – Göttingen 2022. 514 S., 15 Ill. ISBN 978-3-8471-1390-4. (€ 65,-)

Mit der überarbeiteten Fassung seiner Innsbrucker Doktorarbeit hat Martin Rohde eine lang vermisste Studie zur Wissenschaftsgeschichte der Ukraine im Zeitalter ihrer nationalen Emanzipation vorgelegt. Die 1895 ihre Aktivitäten aufnehmende Wissenschaftliche Ševčenko-Gesellschaft (Naukove Tovarystvo im. Ševčenka, NTŠ) „operierte [...] am Herzen eines Nationsbildungsprojekts“ (S. 11), für welches das Habsburger Kronland Galizien eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat. Dort hat die Entfaltung der modernen ukrainischen Wissenschaften ihre ersten entscheidenden Impulse empfangen, und berühmte Gelehrte wie der Historiker Mychajlo Hruševs'kyj, der Anthropologe Fedir Vovk, der Philologe Stepan Smal'-Stoc'kyj, der Politiker und Pädagoge Oleksander Barvins'kyj oder auch der Schriftsteller und Journalist Ivan Franko haben mit der „Akademie“ eine produktive Wirkstätte erhalten.

Die eminente Bedeutung des NTŠ ergibt sich nicht zuletzt vor dem Hintergrund des gescheiterten Versuchs der Galizier, in Lemberg eine ukrainische Universität zu gründen. Trotz häufiger finanzieller Sorgen und administrativer Bedrängnis durch Wien sowie die polnisch dominierte Kronlandsverwaltung hatte die Einrichtung ihren legitimen Platz im österreichischen Verfassungsstaat. Darüber hinaus war sie Kommunikationszentrum und Diskursraum auch für Intellektuelle, Publizisten und Wissenschaftler aus dem Russländischen Reich. Insofern stellte das NTŠ ein Institut imperialer und transnationaler Austauschprozesse und ein anschauliches Beispiel europäischer Verflechtungsgeschichte dar, was zu zeigen zentrales Anliegen der vorliegenden Arbeit ist. R. will untersuchen, „inwiefern soziale und kulturelle Räume eine nicht-dominante Wissenskultur in imperialen Kontexten und darauf aufbauend Forschungen und Kommunikationsstrategien prägten“ (S. 13). Dabei unterstreicht er, dass er nicht davon ausgehe, monokulturelle Prozesse untersuchen zu müssen, weil die Nationalisierung ukrainischer Akteure keiner Wirkung naturgesetzlicher Kräfte zu verdanken gewesen sei, sondern der Interaktion mit ihrer nicht-ukrainischen Umgebung. Entsprechend dient dem Vf. als Arbeitshypothese die Annahme, dass die in der Gesellschaft betriebene nationale Wissenschaft im Kern eine *frontier*-Wissenschaft gewesen sei. Der habsburgische „Möglichkeitsraum“ habe anders als das Zarenreich eine vergleichsweise freie Entfaltung und wissenschaftliche Beschäftigung erlaubt, aber gleichzeitig zur Intensivierung einer polnisch-ukrainischen Frontstellung beigetragen. Zudem sieht R. mit seiner Untersuchung eines „Vereins“ ein bisher wenig beachtetes Forschungsobjekt der Wissenschaftsgeschichte in den mikroperspektivischen Blick genommen und glaubt, damit Neuland beschritten zu haben, worüber man allerdings diskutieren kann.

Die Studie wird in drei größeren Teilen präsentiert. Unter der Überschrift: „Ukrainische Wissenskultur“ werden Begriffe wie „imperiale Wissenschaft“ definiert und die Entwicklung des NTŠ von einer literarischen Gesellschaft zur Wissenschaftsvereinigung nachgezeichnet. Dabei wird Franko als Organisator und Herausgeber vorgestellt sowie seine immense Bedeutung für die Beförderung landeskundlicher und ethnografisch-statistischer Forschungsprojekte herausgearbeitet. Auch die neben dem Poeten beiden wichtigsten Inspiratoren und Organisatoren Barvins'kyj und Hruševs'kyj finden entsprechende Würdigung. Ersterer, dessen konservativ-klerikale Ausrichtung bei den Radikalen wie auch bei den Russophilen auf wenig Zustimmung traf, hat dessen ungeachtet sehr wesentlich zum Auf- und Ausbau der Gesellschaft beigetragen – nicht zuletzt als Administrator und durch das Einwerben von Finanzmitteln und Subventionen, die für langfristige Forschungsvorhaben unentbehrlich waren. In diesen Abschnitten gelingt es dem Vf. sehr gut, die unterschiedlichen Gruppeninteressen sowie deren politische und ideologische Vorstellungen zu identifizieren, mit denen ein Präsident wie Barvins'kyj sich auseinanderzusetzen hatte, während er zudem versuchen musste, diese Parteien irgendwie zusammenzubringen.

Diese Absicht einigermaßen durchzusetzen, gelang aber erst Hruševs'kyj, dessen Berufung auf den Lemberger Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte und die zeitgleiche Wahl zum Vorsitzenden des NTŠ eine Zäsur und einen Neubeginn darstellten. Zum einen wurde unter seiner Ägide das wissenschaftliche Profil der Gesellschaft geschärft, und als Untertan des Zaren rückte er zum anderen die russländische Ukraine viel stärker ins Blick- und Arbeitsfeld der Habsburger Ukrainer. Akademisierung und Nationalisierung wurden nun zu den Signa der von Hruševs'kyj geleiteten und inspirierten Wissenschaftseinrichtung.

Der zweite Abschnitt des Buches ist Galizien als Gegenstand von Forschung und Bearbeitung durch den NTŠ gewidmet. Hier wurde das österreichische Kronland – glaubt man dem Vf. – vom Grenzraum zum ethnografischen Territorium. Dessen „*jeune scientific community*“ (S. 198) in Lemberg hatte dabei erhebliche Hürden zu überwinden. Solche stellten nicht zuletzt die Sprachen dar, da R. nicht ganz zu Unrecht hervorhebt, dass die „Vereinsleitung symbolische Kommunikation über den konkreten wissenschaftlichen Austausch stellte“ (S. 198), wodurch die Rezeption in Russland erschwert wurde, da ukrainische Texte und ukrainische Wissenschaftssprache dort strikten Verboten unterlagen. Gleichzeitig wurde aber die Fachzeitschrift *Zapysky NTŠ* auch in deutscher Sprache publiziert, bzw. es gehörten deutsche und französische Abstracts sowie Paralleltitel zum Standard zahlreicher Druckwerke der Gesellschaft; auch Hruševs'kyj lag nach einiger Zeit viel daran, vor allem seine Sicht der Geschichte der Ukraina-Rus' in europäischen Sprachen bekannt zu machen.

Mobilisierung und nationale Wissenschaft im Krieg untersucht R. im letzten Abschnitt. Hier werden die Verflechtungen des NTŠ mit unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Vereinen bzw. Organisationen nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs thematisiert und das Schicksal der Gesellschaft und ihrer Mitglieder während der russischen Okkupation dargestellt. Dem folgt die Erörterung der geopolitischen Diskurse über Osteuropas Neuordnung nach dem Ersten Weltkrieg am Beispiel der Nationalgeografen Stepan Rudnyc'kyj und Antoni Sujkowski. Deren Beiträge zu Landes- und Volkskunde der Ukraine und Polens werden ausführlich untersucht, Mythenbildungen identifiziert und die Anwendung anthropologischer Typisierungen als Verfahren des zeitbedingten „rassistischen Modernismus“ (S. 387) kritisch beleuchtet und eingeordnet.

Als Resümee wird von R. vor allem hervorgehoben, dass die NTŠ die erste wissenschaftliche Organisation gewesen sei, die sich für alle ukrainischen Länder verantwortlich erachtete. Allerdings war sie auch immer politischen, ideologischen und gesellschaftlichen Interessen verhaftet. Dass sie „Ordnungen imperialer Wissenschaften“ reproduzierte, gehörte dazu, weil sie im Spannungsfeld zweier Imperien wirkte und daher in einer Wechselwirkung zwischen Verein, Staat und Gesellschaft stand. Darüber hinaus war sie Ausgangspunkt zahlreicher Vernetzungen. Dass die Gesellschaft eine „Internalisierung westeuropäischer Zivilisierungsdiskurse“ zeigte, ist dabei auch nicht verwunderlich, handelte es sich doch vor allem um eine akademische Europäisierungsmission, die gleichzeitig der Bewahrung kultureller Eigentümlichkeiten gewidmet war. Daher waren auch die methodischen Einflüsse der *frontier science* kontinental und das Raumbild „Ukraine“ von der kulturellen und im Ersten Weltkrieg von der geopolitischen Zwischenlage geprägt, wie R. es auf den Punkt bringt. Schließlich wird in einem Nachwort noch darauf hingewiesen, dass auch für die gegenwärtige Ukraine die Wissenschaftsgeschichte als Ressource zur Konstruktion einer eigenständigen Identität genutzt werde.

Im Anhang findet man ein nützliches Verzeichnis von Periodika und Serien des NTŠ, einen Überblick über die staatlichen Subventionen zwischen 1894 und 1914 sowie eine umfangreiche Auflistung der Vereinsmitglieder. Kommissionsstatistiken und eine Präsentation von Indikatoren zur Gruppendynamik und dem Engagement für und gegen Statute sowie Strategien der Vereinsführung ergänzen diesen sehr nützlichen Informationsteil. Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis beeindruckt durch die große Zahl der aufgesuchten Archive und Repositorien. Der Vf. hat zudem zeitgenössische Periodika, Serien, Publikationen und Pamphlete aller Art in einem erheblichen Umfang herangezogen und

aufgelistet. Sie verleihen der Studie quasi Qualität und Bedeutung eines Handbuchs. Kleine Ungenauigkeiten und R.s Bemühen, für seine Analyse allen methodisch-epistemologischen Theoremen gerecht zu werden, mindern den Wert der Arbeit nicht. Auch Fachleute werden sie zu schätzen wissen.

Hamburg

Rudolf A. Mark

Das östliche Europa als Verflechtungsraum. Agency in der Geschichte. Hrsg. von Roland Borchers, Alina Bothe, Markus Nesselrodt und Agnieszka Wiercholska. Metropol. Berlin 2021. 296 S. Ill. ISBN 978-3-86331-625-9. (€ 24,-.)

Der vorliegende Band ist eine Festschrift für Gertrud Pickhan, die Ende des Sommersemesters 2021 als Professorin an der Freien Universität Berlin emeritiert worden ist. Wie so viele Schriften, die in diesem Format erscheinen, spiegelt sie das vielseitige Schaffen und die ausgedehnten akademischen Kontakte der damit geehrten Forscherin wider. Die Hrsg. haben dennoch versucht, dem Band durch die Setzung thematischer Eckpunkte einen verbindenden Rahmen zu verleihen. Einerseits sind alle Beiträge im Raum des östlichen Europa angesiedelt und lassen sich andererseits entweder mit dem Konzept von *agency* oder der Verflechtungsgeschichte in Bezug setzen. Es wird also erstens nach dem Verhältnis zwischen Individuen und gesellschaftlichen Strukturen gefragt. Zweitens werden fixe Kategorien wie Nation und Ethnie mithilfe fluider und verschränkter Betrachtungsweisen kritisiert (S. 10 f.). Abgeleitet von den beiden Oberthemen „*agency*“ und „Verflechtungsgeschichte“ ist der Band in vier Teile gegliedert: a) Grenzen und Transgression, b) Gewalt und Selbstbehauptung, c) Orte und Räume sowie d) Erinnerung und Zeugenschaft.

Als Beispiel für „Grenzen und Transgression“ fragt etwa Michael Wildt in seinem Beitrag zur Begegnung zwischen Marek Edelman und Willy Brandt in Warschau 1937 nach der Verflechtung zwischen dem jüdischen Bund in Polen und den sozialdemokratischen Netzwerken nicht nur in der Zwischenkriegszeit, sondern bis hin zum Fall des staatssozialistischen Regimes in Polen. Allerdings gelingt es Wildt in seinem Beitrag nicht immer, die Verflechtung zwischen Brandts und Edelmans Netzwerken über das rein Zufällige hinausgehende herauszuarbeiten.

In dem anschließenden Abschnitt analysiert beispielsweise Oleg Budnickij die terroristischen Aktivitäten rund um den Bund des Russischen Volkes (Sojuz russkogo naroda), dessen Anhänger gemeinhin auch als „Schwarzhunderter“ bekannt waren. Dabei geht Budnickij auf die verhängnisvolle Unterstützung dieser rechtsextremen Terroristen durch den Zaren während der revolutionären Wirren 1905–1907, aber auch auf die Undurchsichtigkeit der Gewaltakteure ein, als etwa Schwarzhunderter anarchistische Terroristen ohne ihr Wissen für ihre Attentatspläne einspannen konnten (S. 107 f.) Letztlich habe, so Budnickij, die Unterstützung der Schwarzhunderter durch das Zarenregime die bestehende Ordnung noch zusätzlich unterminiert. Nach der Februarrevolution 1917 ist die Organisation der Schwarzhunderter schnell zerfallen, einzelne Mitglieder haben sich später auch in faschistischen und nationalsozialistischen Organisationen hervorgetan. Insofern bestand nicht nur eine ideelle, sondern auch eine personelle Kontinuität zwischen ihnen und der neuen Rechten in der Zwischenkriegszeit (S. 110 f.).

In dem Teil „Räume und Ordnungen“ untersucht neben anderen Frank Golczewski in seinem Beitrag zum Konzept von „Neurussland“ (*Novorossija*) begriffsgeschichtliche Aspekte des Ukraine Konflikts. Die Idee von einem Neurussland in der heutigen Südukraine gehe auf die Eroberungen von Katharina der Großen im 18. Jh. zurück und sei dann u. a. von nationalistischen Geopolitikern wie Aleksandr Dugin nach dem Zerfall der UdSSR mit dem Ziel aufgegriffen worden, die bestehenden staatlichen Grenzen zu revidieren. 2014 – im Zuge der Annexion der Krim und der Unterstützung der Donbass-Separatisten durch Russland – habe das Konzept eine Hochphase erlebt und sei danach, so Golczewski, aus opportunistischen Gründen von Moskau wieder fallen gelassen worden.

Dem könnte man aus heutiger Sicht hinzufügen, dass nach dem russischen Angriff auf die Ukraine im Februar 2022 in dieser Hinsicht durchaus eine Renaissance stattgefunden hat.

Als Bestandteil des Abschnitts „Erinnerung und Zeugenschaft“ geht Svetlana Malysheva auf die Rezeption des 7./8. November als Gedenktag für die Oktoberrevolution ein. Ausgehend von Ansätzen aus der Forschung zur Erinnerungskultur, sieht sie darin die wechselvolle Entwicklung einer Staatsmacht, die ihre Gründungsgeschichte erzählen will – eine Geschichte, welche die politische Gegenwart und ihre Anfänge erkläre. Der Gedenktag zur Oktoberrevolution habe dabei auch bereits während der 74-jährigen Geschichte des Sowjetstaates entscheidende Umdeutungen erfahren: von einem Tag, der in den 1920er Jahren noch den Sieg des Weltproletariats feierte, zu einem höchst formalisierten Gedenktag in den 1980er Jahren, bei dem der ideologische Kern immer mehr verloren ging (S. 271). Nach mehreren Umdeutungsversuchen hat sich in Russland schließlich ab 2004 der 4. November als „Tag der Einheit des Volkes“ (*Den' narodnogo edinstva*) durchgesetzt, an dem an das Ende der Zeit der Wirren (*smuta*) 1613 erinnert wird (S. 274).

Insgesamt liefern die zwanzig Einzelbeiträge dieser Festschrift mannigfaltige, aufschlussreiche Einblicke in laufende und abgeschlossene Forschungen zum östlichen Europa. Allerdings sind die thematischen Oberbegriffe „agency“ und „Verflechtungsgeschichte“ so abstrakt gehalten, dass leider keine auch noch so weit gefasste Kohärenz, welche die einzelnen Teile verbinden könnte, ersichtlich wird. Dies ist aber letztlich auch nicht Sinn und Zweck einer Festschrift.

Frankfurt (Oder)

Stephan Rindlisbacher

Zaur Gasimov: Warschau gegen Moskau. Prometheistische Aktivitäten zwischen Polen, Frankreich und der Türkei 1918–1939 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 95.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2022. 371 S. ISBN 978-3-515-13262-6. (€ 64,–.)

Der Reiz und besondere Wert der vorgelegten Monografie wird im Untertitel beschrieben. Sie behandelt den Prometheismus nicht allein in seiner sichtbarsten Form als Mittel antirussischer Ostpolitik im Kampf „Warschau gegen Moskau“, sondern in seiner transnationalen Existenz. Damit hebt Zaur Gasimov dieses historische Phänomen aus der bislang überwiegend praktizierten Forschungsperspektive des polnischen Prometheismus heraus und stellt es in einen großräumiger gefassten Zusammenhang.

Der Prometheismus ist in der ansonsten gut aufgestellten deutschen Polenforschung ein eher randständiges Problem. Die wenigen dazu vorliegenden Studien stammen zumeist von G., der nunmehr als Produkt seiner langjährigen Forschungen diese ausführliche Untersuchung vorlegt. Die verarbeitete Literatur ist vielsprachig und umfassend, der Umfang der benutzten Quellen beeindruckend. Hier wird zum ersten Mal die ganze Vielfalt des Prometheismus aufgezeigt, und das nicht nur in seiner territorialen Dimension und Vernetzung, sondern auch in seiner politischen Tiefe und Differenziertheit. Der methodische Ansatz ist diskursiv, und G. geht der Kommunikation der Protagonisten des Prometheismus in großer Breite nach, vor allem auf der Grundlage einer ausführlichen Analyse der Texte in den relevanten Zeitschriften. Diese Kärnerarbeit liefert der Wissenschaft einen wichtigen Fundus an Quellen. Der Stoff wird chronologisch entwickelt und regional problematisiert. Es werden mit Istanbul, Paris und Warschau die Zentren des Prometheismus aufgesucht, wobei die Zweite Polnische Republik im Mittelpunkt steht. Hier entwickelt er seine ausgeprägteste, geradezu klassische Form als politische Waffe Polens gegen Russland, respektive die Sowjetunion.

Der Autor widmet sich neben der historischen Erzählung der schwer zu beantwortenden Frage nach Einfluss und Wirksamkeit des Prometheismus auf die polnische Außenpolitik in einer Bandbreite, die man heutzutage kategorisch als *soft power* und *hard power* bezeichnen würde. Die Frage ist deshalb heikel, weil ihre Beantwortung recht genaue Indizien für Charakter und Nachweisform des Prometheismus erfordert oder – anders ausge-

drückt – ein definitorisches Gerüst benötigt, das äußerst schwer zu fassen ist, wenn das Phänomen eher als ideologische Vorstellung denn als politisches Prinzip betrachtet wird. Es handelte sich eben nicht, wie der Autor betont, um eine politische Bewegung, sondern eher um „Aktivitäten [...] mehrerer Netzwerke“ (S. 27), die durch eine große Vielfalt von Zielstellungen und Arbeitsmethoden gekennzeichnet waren, die zu keinem schlüssigen Konzept führten.

In einem einleitenden Kapitel „Prometheistische Geisteswelten“ beschreibt der Vf. die Interaktion und den kommunikativen Werdegang der prometheistischen Idee bis zu ihrer Ausformung am Ende des Ersten Weltkriegs. Er sieht deren Wurzeln im Wesentlichen in der polnischen Romantik und dem tradierten Befreiungsgedanken der Teilungszeit mit mythologischen Bezugspunkten, macht aber genauso auf die neue Qualität des Prometheismus unter dem Einfluss von Nationalstaatlichkeit und Unterdrückung durch das bolschewistische System aufmerksam. Dabei erscheint jedoch der in der historischen polnischen Selbstbetrachtung ausgeprägte messianistische Gedanke unterbewertet, der den imperialen Ansprüchen einer polnischen Außenpolitik, insbesondere der Ostpolitik, Legitimation verleihen sollte und ohne den die Haltung polnischer Prometheisten zur ukrainischen Eigenstaatlichkeit mit der festen Annahme einer engen Bindung an, wenn nicht gar einer Föderation mit Polen nicht zu verstehen ist.

In den zwei folgenden Kapiteln behandelt G. die politische Entwicklung des Prometheismus in Polen als „inoffizielle Außenpolitik“ (S. 95) zur Aneignung des Ostens verbunden mit dem Mai-Umsturz 1926 und der Etablierung eines „prometheistischen Vorpostens“ in Istanbul, um sich dann seiner zentralen Frage „Polens Kampf gegen die UdSSR“ zuzuwenden. Hier wird chronologisch die Rolle Polens als kommunikatives Zentrum des internationalen Prometheismus entwickelt und seine Verankerung in institutionellen, personellen und politischen Strukturen bis zu seinem Abgleiten in die faktische Bedeutungslosigkeit im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs dargelegt.

Das letzte Kapitel mit „Schlussfolgerungen“ zu überschreiben, scheint nicht glücklich gewählt. Der Autor gibt einen Ausblick auf die Entwicklung des Prometheismus nach 1939 bis in die Gegenwart und verfolgt die Schicksale der einzelnen Protagonisten. Es werden rhetorische Fragen gestellt, die der Text bereits behandelt hat. Somit hat der Abschnitt etwas von einer Zusammenfassung inklusive eines erneuten Versuchs einer inhaltlichen Bestimmung des Prometheismus in fünf Punkten. Wirkliche Schlussfolgerungen werden nicht angeboten. Hier wäre Gelegenheit gewesen, die Wirksamkeit des Prometheismus in der Praxis deutlicher zu benennen und seine Verortung in der Politik der Zweiten Republik präzise zu bestimmen. Ansatzpunkte hätten die Minderheitenpolitik vor allem gegenüber den Ukrainern und die Stellung zur Frage einer ukrainischen Staatlichkeit ausreichend gegeben.

Die hohe Qualität der Monografie steht außer Frage, und zu diesem Thema wird man schwerlich etwas Besseres finden. Dennoch ist zu fragen, ob G. in seinem Bestreben, ein umfassendes Kompendium des Prometheismus zu liefern, nicht etwas übers Ziel hinausgeschossen ist. Das Streben des Autors nach detaillierter Darstellung ist sehr ausgeprägt und behindert zuweilen den Lesefluss und auch das Verständnis. Der geradezu enzyklopädische Charakter wird eher einem Handbuch gerecht als einer historischen Monografie.

Das Buch verfügt über einen tabellarischen Anhang wichtiger Organisationen, Medien und Publikationen prometheistischer Netzwerke sowie über ein Personenregister.

Rostock

Ralph Schattkowsky

Kari Alenius, Saulius Kaubrys: Balancing between National Unity and „Multiculturalism“. National Minorities in Lithuania and Finland 1918–1939. (On the Boundary of Two Worlds, Bd. 47.) Brill Schöningh. Paderborn 2022. XII, 264 S., Kt. ISBN 978-3-506-79278-5. (€ 99,–.)

Attempting to balance between democratic institutions and cultural/linguistic diversity has been—and continues to be—an important challenge for states since at least the nineteenth century. In particular after the Peace of Paris (1919) created or expanded a number of new would-be “nation-states” in East Central Europe, this complex issue came to the European forefront. The volume under review presents an interesting, novel, and well-documented study of two such new states and their “national minorities”: Lithuania and Finland in the interwar period. The very different nature of these states and their “national minorities” (a problematic but probably inevitable term) makes this research all the more pertinent for anyone interested in ethnicity, politics, and the “national question” in the twentieth century.

The two republics that emerged in the aftermath of World War I, Finland and Lithuania, had considerably diverse political and historical precedents. Finland had long (since the Napoleonic Era) enjoyed some form of autonomy as a Grand Duchy attached to the Russian Empire. “Lithuania,” on the other hand, had not existed as a political or administrative unit since the early modern period. For this reason, the borders of Finland were far easier to delineate—they existed already as the borders of the Grand Duchy—than those of Lithuania which had to be set down after armed conflict with Poland and Soviet Russia.

Similarly diverse were the “national minorities” resident in both states in this period. In Finland, the ruling class traditionally spoke Swedish—as exemplified by the most famous Finnish politician of the period, Marshall Carl Gustav Mannerheim. The Swedish-speaking minority made up for its numerical weakness by its cultural/political power and wealth. However, this elite also exhibited considerable political enlightenment (and far-sightedness) already under Russian rule in coopting and cooperating with the Finnish-speaking majority. Thus, in Finland, the ruling class was itself a “national minority”; the numerical strength of non-Finns in the interwar state was also very small relative to the situation in Lithuania.

On the territory that was to become the Republic of Lithuania in 1919, there resided a number of national, cultural, and religious groups ranging from Jews, Poles, Lithuanians, Karaites, and Tatars. In urban areas, Lithuanians never made up a majority in 1919—though this would change by 1939. Further complicating the situation was the fact that, under Russian rule, no local group (St. Petersburg was never successful in creating a stable local Russian community) enjoyed the trust of the central government. For this reason, all local national groups were viewed with considerable misgivings by St Petersburg: the Jews as potential revolutionaries, the Poles as disloyal and frivolous, and the Lithuanians suspect due to their Catholic faith. Worse yet, the one major city of the region, Wilno (Vil’na, Vilnius), claimed throughout this period by Lithuania as its capital, was seized by the Poles in 1919 and never relinquished until the 1939 Soviet invasion.

The authors of this study weave together these two diverse stories and “nation-building” projects with considerable sophistication. While not denying the diverging economic, historical, and cultural make-up of these two states, they argue convincingly that the basic problem of peacebuilding—possibly in the long run even integrating—national minorities in these two republics ran on parallel tracks. After a short historical introduction, they consider (in different chapters) demography, politics (in particular whether rights for minorities should be considered a right or a privilege), education, “Economic and Social Diversity,” and religion. As one would expect, the chapter on political aspects and debates of the “minority problem” is by far the longest chapter, taking up nearly half of the entire book. Let us consider these topics consecutively.

As far as demography went, the percentage of non-Finns and non-Lithuanians in these states changed little in these decades. In both republics, the relative percentage of Finns

and Lithuanians rose, but not enormously. One very important change in demographic neglected here is the considerable rise of the ethnic Lithuanian urban population 1919–1939. However, here the authors are hindered by the fact that only one census was actually carried out in Lithuania during these years (in 1923). This chapter provides good fundamental statistical information about national minorities in both states.

As mentioned, the chapter on law and politics/policies toward national minorities makes up nearly half of the book. Here the authors provide a wealth of information in particular about parties that represented national minorities both at the local and at the state level. For Lithuania, we are also given a good deal of specific information about the social/demographic backgrounds of elected representatives of various nationalities in different towns. The author then goes on to consider public associations set up by Germans, Poles, Russians, Latvians, and Jews in interwar Lithuania before considering various aspects of Lithuanian government policy toward its national minorities. While much of this is not new (in particular regarding the relations between the Lithuanian government and its Jewish citizens), this overview provides a useful snapshot of these important policies.

The legal situation in Finland for non-Finns was rather different. Here, all citizens (regardless of religion and native tongue) were guaranteed equal rights and—most notably—the official state languages were both Finnish and Swedish. As one would expect, a good deal of this section is devoted to the controversy over the Åland Islands' Autonomy which made its way to the League of Nations in the early 1920s. The authors then go on to consider in some detail the politics of Swedish-minority parties, in particular the Swedish People's Party (SFP), and argues that despite some fiery speeches in the press and parliament, actual policy toward Swedish speakers (and, conversely, the demands of the SFP and the Swedish-speaking community) were actually fairly moderate. The author concludes this section by considering the smaller minority groups such as the Sami (Lapp) and others in the north, Jews (around 1000 in the entire country), and Russians.

Education is a crucial issue for any modern state and was a particularly complicated challenge in these republics. However, the challenge was all the greater in Lithuania where a considerable percentage of the total population (nearly one third) was illiterate at the beginning of 1923. In Finland, primary education was both mandatory and guaranteed in both Finnish or Swedish, so the real issue became access (in Finnish) to higher education. In Lithuania, education was less universal and in practice non-Lithuanian groups had to support their own schools.

Social and economic status reflected the diversity of national minority communities in these states. In Lithuania, Jews tended to work in trade while the Lithuanian state—as the author shows with several statistical tables—clearly favored ethnic Lithuanians for state employment. In Finland Swedish speakers remained statistically privileged throughout this period but the author describes other minorities like Sami and Roma (and refugees from Russia) as “deprived.”

In both interwar Lithuania and Finland, freedom of religion was guaranteed. But in Finland the Lutheran Church dominated among both Finnish and Swedish speakers and at least nominally even included the minor Finnish Roma community. Orthodox believers made up around two percent of the population with non-Christians an even smaller group. In Lithuania the level of religious diversity was considerably higher. Some 8 per cent of the total population was Jewish with a considerably higher presence in urban areas. While some 90 per cent of the population professed the Catholic religion, this figure included both Poles and Lithuanians. Unfortunately, the author does not consider this issue but limits his discussion to Jews and the limited Orthodox, Lutheran, Karaite, and Muslim populations.

For anyone interested in the policy and practice of governing diverse ethnic-linguistic-religious populations, this volume is highly recommended.

Southern Illinois University, Carbondale

Theodore R. Weeks

After the Peace Treaty of Versailles (1919). New Order of Central Europe. Hrsg. von Dariusz Makłła und Miloš Řezník. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 39.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2020. 208 S. ISBN 978-3-447-11565-0. (€ 54,-)

Central and Eastern Europe after the First World War. Hrsg. von Burkhard Olschowsky, Piotr Juszkiewicz und Jan Rydel. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 74.) De Gruyter. Berlin 2021, 435 S. ISBN 978-3-11-059715-8. (€ 34,-)

Anlässlich des 100. Jahrestags der Pariser Friedenskonferenz von 1919 fanden zahlreiche Konferenzen statt, eine Reihe von Publikationen zu dem Thema ist in den letzten Jahren erschienen. Dabei rückten nicht zuletzt die Folgen des Ersten Weltkriegs und der Friedenskonferenz für Ostmitteleuropa, das diesbezüglich lange Zeit im Schatten von Westeuropa stand, verstärkt in den Blickpunkt. Dieser Region widmen sich auch die beiden hier besprochenen Sammelbände, die jeweils aus einer Konferenz hervorgegangen sind.

Der Band *After the Peace Treaty of Versailles (1919)* nimmt ausdrücklich auf die Bedeutung der Friedenskonferenz und der dort ausgehandelten politischen Neuordnung für Ostmitteleuropa Bezug. Die Hrsg. argumentieren, dass nicht nur die Entwicklung der Region stark von den Ergebnissen der Konferenz geprägt war, sondern auch umgekehrt die Spezifika der Region Auswirkungen auf das in Versailles etablierte neue System hatten. Nirgendwo sonst waren derart schwierige territoriale Fragen zu lösen; das Minderheitenschutzsystem wurde speziell für diese Region entwickelt. Ostmitteleuropa war zugleich Schlüssel- und Grenzregion des Systems, das hier in den folgenden Jahrzehnten die härtesten Bewährungsproben erfuhr. Auch wenn viele Konfliktlinien und ungelöste Probleme auf die Friedenskonferenz zurückgingen, wendet sich der Band jedoch gegen eine teleologische Sichtweise, nach der die folgenden Katastrophen durch Versailles vorprogrammiert gewesen seien.

Central and Eastern Europe after the First World War legt den Schwerpunkt hingegen weniger auf die Friedenskonferenz als vielmehr auf die fortgesetzten Kriegshandlungen im östlichen Europa, die weit über 1919 hinausreichten. Der Band schlägt somit eine alternative Periodisierung des Großen Krieges in die zwei Phasen 1914–1917 und 1917–1923 vor, an deren Übergang die revolutionären Ereignisse von 1917 stehen. Diese zweite Phase, die im Beitrag von Jay Winter als der Zweite Große Krieg beschrieben wird und von revolutionären Bewegungen und Unabhängigkeitsbestrebungen, von post-imperialer Gewalt und Bürgerkrieg geprägt war, bildet den Schwerpunkt des Bandes. In Bezug auf Ostmitteleuropa plädiert Jochen Böhrer in seinem Beitrag dafür, die Vielzahl von Konflikten in diesem Zeitraum als Teil eines zentraleuropäischen Bürgerkriegs zu betrachten, der im Unterschied zu dem von ideologischen Konflikten geprägten russischen Bürgerkrieg auf die Gründung von Nationalstaaten zielte, wenn es auch Überlappungen zwischen beiden Ereignissträngen gab.

Die beiden Konferenzbände weisen trotz aller Unterschiede in den thematischen und geografischen Schwerpunkten deutliche Überschneidungen auf. In beiden Fällen reicht der in den einzelnen Beiträgen behandelte Raum von Italien bis zur Sowjetunion. Während jedoch in *After the Peace Treaty of Versailles* ein Schwerpunkt auf Polen und den polnisch-deutschen Beziehungen liegt, widmet *Central and Eastern Europe after the First World War* den Regionen des ehemaligen Russländischen Reiches, bis hin zum Südkaukasus, größere Aufmerksamkeit. Die Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie sind unter den Beiträgen beider Bände vertreten (wenngleich ihnen etwa in der ausführlichen Einleitung zu *Central and Eastern Europe after the First World War* relativ wenig Beachtung geschenkt wird). Insgesamt ist *Central and Eastern Europe after the First World War* schon allein durch seinen Umfang deutlich breiter angelegt, deckt in seinen Beiträgen einen Großteil Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas ab und inkludiert selten behandelte Regionen wie Bulgarien, Belarus oder Georgien.

Die 15 Fallstudien in *After the Peace Treaty of Versailles* behandeln eine ganze Reihe mit der Neuordnung Ostmitteleuropas verbundener Probleme und fragen nach der Akzeptanz dieser Neuordnung. So geht es nicht nur um die Ergebnisse der Verhandlungen und Bestimmungen der Verträge, sondern auch um deren Wahrnehmung und Bedeutung; die Beiträge behandeln nationale Fragen im Zusammenhang mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker sowie politische Konsequenzen des neuen internationalen Systems. Es werden auch nicht unmittelbar in die Friedenskonferenz involvierte Staaten wie Albanien oder der Blick von Sowjetrußland auf die Verhandlungen in Paris miteinbezogen. Mehrere Beiträge behandeln Woodrow Wilsons politische Vorstellungen, unterschiedliche Interpretationen zu dessen politischem Programm und daraus abgeleitete Erwartungen; darunter etwa Wilsons Beziehungen zu Polen. Andere beschäftigen sich mit dem internationalen Minderheitenschutz-System und nationalen Reaktionen darauf, mit der Rolle von Gebietsstreitigkeiten für die deutsch-polnischen Beziehungen oder der Wahrnehmung der Verhandlungsergebnisse in der Öffentlichkeit. Wenngleich die meisten Beiträge die staatliche Ebene betrachten, werden auch Bewegungen, die zumeist als regionale Variante einer größeren ethno-linguistischen Nation betrachtet wurden, sich selbst jedoch zumeist nicht als solche sahen und eine Vertretung in Versailles anstrebten, in den Blick genommen.

Die 25 Beiträge in *Central and Eastern Europe after the First World War* behandeln, überwiegend anhand von Fallbeispielen, unterschiedliche Aspekte des politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens, darunter nicht zuletzt Konflikte und fortgesetzte Gewalt nach 1918. Der Band befasst sich nicht nur mit konkurrierenden nationalen Projekten; mehrere Kapitel gehen auch auf die Auswirkungen der russischen Oktoberrevolution, die Rolle der ungarischen Räterepublik oder die Entwicklung von Kommunismus und Sozialdemokratie ein. Auch dieser Band nimmt ideengeschichtliche Aspekte in den Blick. So werden Wilsons Konzepte von Selbstbestimmung jenen Lenins gegenübergestellt und Unterschiede, Gemeinsamkeiten und deren gegenseitige Wahrnehmung gezeigt oder die Entstehung des italienischen Faschismus skizziert. Ferner geht es um Reaktionen auf das Konzept der Selbstbestimmung, wie Pläne zu territorialer Autonomie, um territoriale Forderungen und Entscheidungsprozesse, die Bildung von Nationalräten, Machttransfers und Interessen von Eliten. Wirtschaftliche und soziale Transformationen und Krisen werden u. a. anhand der unterschiedlichen Wege im Umgang mit wirtschaftlichen und finanziellen Herausforderungen oder anhand konkurrierender Identitäten dargestellt. Weitere Beiträge widmen sich psychologischen Traumata und deren Behandlung, dem Kampf um Gleichberechtigung der Frauen, der Erinnerungspolitik und der Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs im Verhältnis zu den jeweiligen „Unabhängigkeitskriegen“.

Central and Eastern Europe after the First World War zeichnet sich nicht nur durch die Vielfalt der einzelnen Fallstudien aus, sondern hebt sich insbesondere in seiner Gestaltung von den meisten Konferenzbänden ab. Das Buch ist reich illustriert und enthält einen Anhang mit Zeittafeln, die die Einordnung der einzelnen Beiträge im internationalen Kontext erleichtern. Die ungewöhnlich ausführliche Einleitung der Hrsg. bietet einen Überblick über wichtige Aspekte und Entwicklungen in der Region, wobei in manchen Abschnitten der Fokus auf den Peripherien des ehemaligen Russländischen Reiches liegt. Burkhard Olshowsky, Piotr Juskiewicz und Jan Rydel skizzieren historiografische Fragen; Aspekte der fortdauernden Gewalt, wie imperialer Kollaps, revolutionäre Bewegungen, Bürgerkrieg und Grenzkonflikte; Demobilisierung, die Bildung neuer Armeen und die Rolle paramilitärischer Gruppierungen; Kriegsgefangene und Probleme der Repatriierung; Staatsbildung und nationalistische und soziale Forderungen; Erwartungen der neuen ostmitteleuropäischen Staaten an Großbritannien und Frankreich; postkoloniale Aspekte wie die Präsenz kolonialer Truppen und kolonialer Vorstellungen; das Verhältnis zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus; Konzepte wie Pazifismus, Revisionismus oder Modernismus; Flucht und Vertreibung und die Rolle von Emigranten; aber auch Aspekte wie die Auswirkungen der Spanischen Grippe, die in jüngster Zeit verstärkt Aufmerksamkeit erfahren hat. Insofern eignet sich der Band sowohl als Einstieg in das Thema als auch

zur Vertiefung einzelner Aspekte. Beide Bände tragen zu einer stärkeren Präsenz Ost- bzw. Ostmitteleuropas in der internationalen Forschung zum Ende des Ersten Weltkriegs bei.

Budapest – Wien

Elisabeth Haid-Lener

Daniel Jurek: Eine kleine Kirche in Europa. Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche im Wandel zwischen Nationalkirche und europäischem kirchlichen Akteur. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 2017, Bd. 258.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. 312 S. ISBN 978-3-525-59379-0. (€ 70,-)

Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche ist eine „kleine Kirche“, stellt Daniel Jurek im Titel seiner aus einer Dissertation entstandenen Monografie fest. Damit hat er zweifellos recht: Den Anspruch eine Nationalkirche, zumal eine tschechoslowakische zu sein, kann die *Církev československá* bzw. ab 1971 *Církev československá husitská* (CČS/CČSH) schon lange nicht mehr erheben. Sie bleibt aber eine wichtige Größe des tschechischen kulturellen Gedächtnisses. Zudem entstand die Kirche im Zuge derjenigen religiösen Umwälzung zu Beginn des 20. Jh., die auch die ökumenische Bewegung hervorbrachte. J.s Arbeit ist daher zugleich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Ökumene im Spannungsfeld von Nation und christlicher Weltkirche in Europa.

Leider schränkt der Autor seinen Anspruch stark ein, indem er nur „demokratischen staatlichen Strukturen“ das Potential zubilligt, eine freie internationale Entwicklung der Kirche zuzulassen (S. 16 f.). Folgerichtig beschränkt er sich in seiner Rekonstruktion auf die Zeiträume 1920–1938 und 1989–2015. Zwar ist die Annahme, die Kirche habe in der Ökumene erst nach 1989 wieder eine selbstbestimmte Rolle gespielt, angesichts des staatssozialistischen Korsetts an Vorschriften und Repressionen nicht völlig von der Hand zu weisen. Dennoch wäre zu hinterfragen, ob kirchlichen Handlungsspielräumen hier jede Relevanz abzusprechen ist. J. widmet sich daher dem ebenfalls prägenden Jahrzehnt 1948–1958, als die CČS zunächst Teil eines antikatholisch geprägten gesellschaftspolitischen Konsenses wurde, nur am Rande. Auch die spätere Selbstbezeichnung als „hussitisch“ und die damit ausgedrückte Anknüpfung an die tschechische Reformationsgeschichte beruhen auf einer scharfen theologischen Wende hin zu einer biblischen Theologie, die sich ab 1954 eher gegen die politische Ordnung als mit deren Unterstützung durchsetzte und in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen ist. Das für die CČSH typische Schwanken zwischen reformierter Institutionenkirche und freireligiöser, geradezu säkularistischer Bewegung lässt sich sehr wohl in erster Linie auf die innere Verfasstheit der Kirche zurückführen.

Diese Spannung beschreibt J. im ersten Abschnitt seines Werkes jedoch präzise. Er rekonstruiert zunächst die Ausgangssituation der aus der katholischen Moderne erwachsenden „tschechoslowakischen Kirche“ und weist auf die eigentümliche Einbindung von nationalhistorischen Referenzen hin, etwa in der der nahezu kultischen Verehrung Hussens sowie des tschechoslowakischen Gründerpräsidenten Tomáš G. Masaryk (S. 59–62). In ihrer Fixierung auf den neuen Staat wollte die junge Kirche die institutionelle und spirituelle Verkörperung eines progressiv-demokratischen, im Grunde aber laizistisch gedachten Gemeinwesens darstellen. Doch weder gelang es ihr, einen Großteil der Bevölkerung auf ihre Seite zu ziehen, noch dauerhaft die Unterstützung der politischen Eliten zu gewinnen, obwohl diese bisweilen eine nahezu identische (anti-katholisch und hussitisch geprägte) Symbolwelt nutzten. Nahe standen ihr bezeichnenderweise lediglich Teile der stark antiklerikalen Tschechoslowakischen Sozialistischen Partei (S. 70 f.).

J. schildert überzeugend, wie sich in dieser Findungsphase innerkirchliche Verfasstheit und ökumenischen Kontakte gegenseitig beeinflussten. Nachdem der Versuch, eigene Bischöfe mit Hilfe der serbischen Orthodoxie in apostolischer Sukzession weihen zu lassen, angesichts unterschiedlicher Auffassungen gescheitert war, entwickelte sich die CČS konsequent zu einer Episkopalkirche. Als solche galt sie angesichts ihrer Größe bald als europäisches Vorzeigeprojekt eines nationalkirchlichen Internationalismus. Das erwies

sich nicht nur am Kontakt zur anglikanischen Kirche, um deren Gunst sich die CČS intensiv bemühte (S. 102 f.). Vielmehr wurde sie ihrerseits auch zur Schutzpatronin kleinerer nationalkirchlicher Gruppierungen in Polen wie den dortigen Altkatholiken oder der sog. „polnischen Nationalkirche“ (S. 94–97).

Typisch war das Schwanken zwischen der Suche nach Anknüpfungspunkten zu anderen Religionsgemeinschaften und dem Drang, eine eigenständige progressive Religiosität zur Schau zu stellen. J. ordnet die protestantische Weltkirchenkonferenz von 1927, bei der die CČS eine wichtige Rolle einnahm, als langfristig prägend ein, weist aber darauf hin, dass die neue Kirche zugleich Kontrapunkte zu ihren europäischen Partnern setzte. Dazu gehörte nicht nur die ungewöhnliche Symbolsprache mit dem Hussitenkelch im Zentrum, sondern auch ein offensiv vertretener Antitrinitarismus (S. 117–127), der eine Hürde auf dem Weg hin zu der protestantischen Ökumene darstellte. Die Kirche fühlte sich auch einer anderen – oft vergessenen – Vertreterin der religiösen Ökumene zugehörig, der „Internationalen Konferenz für freies Christentum“, einem seit der Jahrhundertwende einflussreichen Forum für progressive, oft freidenkerisch orientierte Glaubensströmungen. Keine zwei Wochen nach der Teilnahme an der Weltkirchenkonferenz im August 1927 in Lausanne trat die CČS als Mitorganisatorin der achten Konferenz der „religiösen Liberalen“ in Prag auf (S. 129–132).

J. beschreibt diese Strömungen als komplementär. Dem lässt sich entgegenhalten, dass hinsichtlich der Frage nach der Ausrichtung der CČS etwa im *Český zápas*, ihrem wichtigsten Periodikum, sehr wohl interne Konflikte grundsätzlicher Art aufschienen. Die theologischen Voraussetzungen für eine Teilnahme am Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), der 1948 entstand, konnte bzw. wollte die CČS zudem zunächst gar nicht erfüllen. Die entscheidende Tatsache, dass die Kirche im Zuge ihrer Umbenennung in „hussitisch“ im Jahr 1971 auch aus der freichristlichen Bewegung austrat und erst durch diese Richtungsentscheidung die Voraussetzungen für die Teilnahme an der Ökumene erfüllte, verschwindet leider in einer Fußnote (S. 167). Dennoch leistet J. insgesamt zweifellos Pionierarbeit für eine europäische Religionsgeschichte jenseits der großen Kirchen und etablierten Dogmengeschichte.

Schon vor 1989 fand also eine deutliche Annäherung an den ÖRK statt. Nach der Wende von 1989 fällt auf, dass sich die ökumenische Arbeit der Kirche deutlich stärker als rund 50 Jahre zuvor auf die regionale, d. h. europäische Ökumene und ihre Organisationen wie die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) und die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) konzentrierte. Außerdem entspannte sich das Verhältnis zur katholischen Kirche merklich. Insgesamt zeichnete sich die innere und äußere Entwicklung nach 1989 durch eine starke Protestantisierung aus. Seit den späten 1990er Jahren war die CČSH hier in der Tat „europäischer Akteur“ und eng in die Ökumene eingebunden (S. 226 f.). Das Hus-Jahr 2015 wurde schließlich gemeinsam mit der evangelischen Kirche der böhmischen Brüder begangen und die Figur Jan Hus sinnbildlich für die ganze tschechoslowakische hussitische Kirche in Ihrem Bezug zu Europa definiert. Dem Vf. ist sicher zuzustimmen, wenn er die europäische Ausrichtung der Kirche für die jüngste Zeit als deren entscheidendes Merkmal einstuft. Doch auch J.s Fokus, der sich hier stärker auf die handelnden Personen als auf die dahinterliegenden Diskurse konzentriert, ist selbst schon ein Befund: Durch den starken Mitgliederschwund wurde die Leistung Einzelner umso wichtiger. Die Orientierung nach Europa muss also auch vor dem Hintergrund des personellen Aderlasses gesehen werden.

Trotz der angesprochenen kritischen Punkte soll die Leistung des Buches insgesamt nicht geringgeschätzt werden. J.s Verdienst ist es, einer deutschsprachigen Leserschaft einen oft unterschätzten religionsgeschichtlichen Akteur nahegebracht und erstmals konsequent auf dessen europäische Einbettung hingewiesen zu haben.

München

Johannes Gleixner

Maciej Zakrzewski: Rewolucja konserwatywna – przypadek Polski. Myśl polityczna środowiska „Buntu Młodych“ i „Polityki“ 1931–1939. [Die konservative Revolution – der Fall Polens. Der politische Gedanke im Umfeld des „Bunt Młodych“ und der „Polityka“.] (Biblioteka Myśli Politycznej, Bd. 138.) Instytut Pamięci Narodowej – Ośrodek Myśli Politycznej. Kraków 2021. 626 S. ISBN 978-83-66112-45-2.

Die vorliegende Abhandlung ist in der Reihe *Biblioteka Myśli Politycznej* (Bibliothek der Ideengeschichte) des Krakauer Ośrodek Myśli Politycznej (Zentrum für Ideengeschichte) erschienen und wurde von der der Lanckoroński-Stiftung gefördert, die dem Autor die Recherche im Archiv des Instytut Literacki in Maisons-Laffitte bei Paris ermöglichte. Es handelt sich also um eine quellengestützte Publikation, für die einzigartige Archivbestände ausgewertet wurden. Zudem besticht der lebendige Schreibstil Maciej Zakrzewskis, der den Leser an keiner Stelle mit überflüssigen Details langweilt, sondern souverän durch die Mäander der polnischen Zwischenkriegszeit führt. Die Arbeit besteht aus sieben ungleich langen Kapiteln, Epilog, Zusammenfassung, Bibliografie sowie Personenverzeichnis, das sich angesichts der immensen Zahl an Akteuren als unverzichtbar erweist.

Der Politikwissenschaftler tritt mit seiner Fragestellung in die Fußstapfen seines jüngst verstorbenen Fachkollegen Marcin Król (1944–2020), der 1979 noch jenseits der offiziellen Kommunikationskanäle in Paris ein eindrucksvolles Werk publizierte.¹ Z. wagt sich an eine Beschäftigung mit der Jugendzeit von Jerzy Giedroyc (1906–2000), eines der einflussreichsten Persönlichkeiten der polnischen Emigration im 20. Jh., ohne ihn jedoch explizit im Titel zu nennen. Der Vf. will das intellektuelle Milieu rund um den *Kultura*-Redakteur in den 1920er und 1930er Jahren rekonstruieren. Es handelte sich um eine Gruppierung, oder besser gesagt eine Jugendbewegung von Intellektuellen, die sich um die zwei Periodika *Bunt Młodych* und *Polityka* scharrte und so eine Zone geistiger Unabhängigkeit von vorherrschenden Denkmustern schuf. Die Analogie zu einschlägigen Organisationsformen in der Weimarer Republik liegt auf der Hand. Es handelte sich um eine Ausprägung der konservativen Szene, die sich in Reaktion auf den Mai-Umsturz Józef Piłsudskis (1926) als *mocarstwowcy* zu etablieren begann und sich im Deutschen am ehesten mit „Großmachtbewegung“ übersetzen ließe. Ihre organisatorischen und weltanschaulichen Prägungen rekonstruiert der Autor mit eindrucksvoller Akribie, präzisen Rückgriffen auf die Forschungsliteratur sowie unter Heranziehung bislang unerschlossener Quellen aus Maisons-Laffitte, insbesondere der Korrespondenz mit Benedykt Heydenkorn.

Die Gruppierung ließe sich als „jungkonservativ“ oder „neokonservativ“ charakterisieren, wäre dies nicht ein Bruch mit den Wertemaßstäben des polnischen Konservatismus, der sich während der Teilungszeit etablierte. Nuanciert arbeitet Z. die Unterschiede der „mocarstwowcy“ zur Nationaldemokratie um Roman Dmowski heraus, die sich in dem Verhältnis zu den Minderheiten, der Assimilation der jüdischen Bevölkerung sowie vor allem der Einstellung zum Staat manifestierte. Gleichzeitig analysiert er ausführlich die Beziehungen zu Piłsudski und dem Sanacja-Lager, die bei aller Sympathie keineswegs frei von Kritik und Skeptizismus waren. Dass der Vf. dabei auf pauschale Etikettierungen der Akteure und ihrer Ansichten verzichtet, ist von großem Vorteil. Der Leser erhält anschauliche Einblicke in die politische Lage der Zwischenkriegszeit in Polen, die von leidenschaftlichen Kämpfen, Kurswechseln und kurzlebigen Koalitionen geprägt war – der sich entwickelnde, noch junge Staat befand sich gewissermaßen im Stadium der Pubertät.

Neben der generellen Perspektive auf die Programmatik der *mocarstwowcy* verfolgt Z. in überzeugender Weise die Aktivitäten von Giedroyc selbst, seine diskreten Bemühungen, den Anliegen der „Großmachtbewegung“ ein nach außen hin besser zu vermittelndes Ge-

¹ MARCIN KRÓL: *Style politycznego myślenia. Wokół „Polityki“ i „Buntu Młodych“* [Stile des politischen Denkens. Rund um die „Polityka“ und den „Bunt Młodych“], Paris 1979.

präge zu verleihen. Bereits in der Vorkriegszeit seien die Handlungsweise des Publizisten angelegt gewesen, die ihn nach 1945 im französischen Exil bekannt machen sowie ihm den Beinamen eines „großen Stummen und großen Regisseurs“ (S. 33) bescheren sollten: unsichtbare Effizienz, das wirksame Zusammenführen divergierender Interessen, behutsame Einflussnahme. Durch die Zurückhaltung bei der Artikulation eigener Positionen schuf Giedroyc seinen Autoren auf den ersten Blick Freiräume – einer seiner Autoren wird mit den Worten zitiert: „Der Mangel an Überzeugungen bei Giedroyc bot uns die Chance, diese Lücken mit eigenem Material füllen“ (S. 36). Doch eigentlich stimmte das gar nicht. Weitgehende Eingriffe in die Texte vollzogen sich erst in der Stille des Redakteurskabinetts und führten erwartungsgemäß zu Konflikten, die aber erst dann ausgetragen wurden, wenn das nächste Heft erschienen war. Z. spürt dem erstaunlichen Einfühlungsvermögen von Giedroyc in das Denken kreativer Persönlichkeiten nach.

Fünf umfassende Kapitel der Abhandlung sind der politischen Philosophie des Milieus um Giedroyc gewidmet – Staat und Nation, Machtfrage und Staatsverfassung, Minderheitenfragen und Wirtschaft. Besonders fesselnd für das internationale Leserpublikum mögen die Ausführungen zur Außenpolitik sein, die sich über die Integration zahlreicher Faktoren, bzw. Nachbarstaaten Polens, wohlthuend von der gedanklichen Enge der nationaldemokratischen Fixierung auf Deutschland unterscheiden. Die deutsche Thematik ist zwar präsent, jedoch eingeflochten in die Analyse der gesamteuropäischen oder zumindest ostmitteleuropäischen Machtverhältnisse, die zuweilen durch ihre Nüchternheit überraschen. Erschütternd aktuell sind die Fragestellungen hinsichtlich der Zukunft der Ukraine zwischen Polen und Russland.

Das wichtigste und für den ausländischen Leser interessanteste Anliegen Z.s, dem er das abschließende siebte Kapitel widmet, besteht darin, seine These zu belegen, dass die jungkonservativen Kräfte im Polen der Zwischenkriegszeit hinsichtlich ihrer demografischen Zusammensetzung als „konservative Revolution“ charakterisiert werden sollten. Z. definiert die konservativ-revolutionäre Bewegung als ein gesamteuropäisches Phänomen, das nach dem Ersten Weltkrieg so unterschiedliche Länder wie Frankreich, Deutschland und Polen erfasst habe. Er konzediert, dass „der polnische Konservatismus Evolutionsprozesse analog zu denen in Westeuropa durchlief“ (S. 522), und ist bemüht, diese den polnischen Sonderweg relativierende Annahme mit umfassenden diachronen und synchronen Analysen zu Traditionen und Ausprägungen der konservativ-revolutionären Ideale zu untermauern. Dadurch gerät die Auseinandersetzung mit dem „polnischen Fall“ etwas in den Hintergrund. Dem polnischen Konservatismus setzten einerseits an Bedeutung gewinnende nationaldemokratische und andererseits kommunistische Tendenzen stark zu; er sah sich massivem Druck von rechts und links ausgesetzt. Die polnische Variante der „konservativen Revolution“, die sich im Zuge der Vorbereitungen der sog. April-Verfassung artikulierte, strebte danach, die nationalen und Klassengegensätze zu überwinden, den Staatspräsidenten in den Mittelpunkt des politischen Systems zu stellen sowie sich „auf das normative Fundament absoluter Ethik“ zu stützen (S. 574).

Anregend und gleichzeitig fesselnd ist jeder Versuch direkter Vergleiche mit deutschen Traditionen. Die Gedankengänge des Vf. gewinnen immer dann an Prägnanz, wenn er nach konkreten geistigen Inspirationen sucht und veranschaulicht, wie sie von polnischen Intellektuellen aufgenommen wurden. Ein gelungenes Beispiel dafür bietet die Auswertung des Briefwechsels zwischen Ksawery Pruszyński und Mieczysław Rettinger, der ihr deutschsprachiges Lektürepenum offenbart, darunter Schriften van den Brucks oder Spenglers. So bietet Z. eine anregende Interpretation von Pruszyńskis bekannter Reportage „W czerwonej Hiszpanii“ (Im roten Spanien), worin der polnische Schriftsteller ausgerechnet im Baskenland ein Wechselspiel zwischen den revolutionären Kräften und dem Katholizismus entdeckte, das dem verwüsteten Land ein provisorisches Gleichgewicht garantiere. Z. hütet sich vor übertriebenen Analogien und weist auf die erheblichen Differenzen zwischen den westeuropäischen und polnischen konservativen Revolutionären hin. Das abweichende Verhältnis zur normativen Kraft des Christentums, das in Polen schwä-

cher ausgeprägte Interesse an der Theoretisierung technischer Veränderungen oder die eigentümliche Bewertung der Zäsur des Jahres 1918, das an der Weichsel als unumstrittenes Erfolgsdatum gefeiert worden war, bilden einige der gravierendsten Unterschiede.

Z. löst die einleitend formulierten Versprechen allesamt ein und entwirft mit großer Umsicht die Konturen des polnischen Konservatismus im modernen Gewande. Der Leser bleibt zwar mit zahlreichen Fragen zurück, die in erster Linie die Kontinuität zwischen der politischen Entwicklung der Zwischenkriegszeit in Polen und der volksrepublikanischen Realität sowie dem politischen Leben im westeuropäischen Exil nach 1945 betreffen. Die Einbeziehung der europäischen Perspektive mag aber weitere Studien anregen, die insbesondere an der Schnittstelle zwischen der deutschen und polnischen politischen Kultur notwendig erscheinen. Schließlich macht gerade die Einbindung britischer, spanischer und französischer Bezüge das Buch zu einer hinreißenden Lektüre.

Wrocław

Krzysztof Żarski

Friedrich Cain: Wissen im Untergrund. Praxis und Politik klandestiner Forschung im besetzten Polen (1939–1945). (Historische Wissensforschung, Bd. 14.) Mohr Siebeck. Tübingen 2021. X, 534 S., Ill. ISBN 978-3-16-158905-8. (€ 70,-.)

Die Besetzung Polens durch die Nationalsozialisten im September 1939 hatte die Schließung polnischer Universitäten und der meisten wissenschaftlichen Institute zur Folge. Der Zweite Weltkrieg beeinträchtigte maßgeblich das Leben polnischer Wissenschaftler, von denen viele den Arbeitsplatz verloren und andere verfolgt oder ermordet wurden. Friedrich Cain untersucht das Funktionieren von Wissenschaft im besetzten Polen an mehreren Fallbeispielen und zeigt, wie die deutsche Besatzung das Leben polnischer Wissenschaftler tatsächlich beeinträchtigte, welche Überlebensstrategien diese verfolgten und wie einige trotz der Besatzung ihre Forschungen oft an der Schwelle zur Illegalität fortsetzen bzw. sogar neue Studien durchführen konnten.

Das Buch gliedert sich in drei Teile (Soziologie der Okkupation, Okkupierte Körper und Physik und Nation), die aus dreizehn Kapiteln bestehen. Im ersten Teil zeigt C. an den biografischen Beispielen des Soziologen Stanisław Ossowski und des Historikers Witold Kula, wie Geisteswissenschaftler während der deutschen Besatzung lebten und ihre wissenschaftliche Arbeit fortsetzten. Dabei wird deutlich, dass wissenschaftliche Arbeit auch eine „psychische Erleichterung“ bzw. Flucht von dem grausamen Alltag der Besatzung bedeuten konnte (S. 87). Wissenschaftler wie Kula halfen auch Juden und unterstützten den Widerstand, wobei das tatsächliche Ausmaß dieser Aktivitäten schwer einzuschätzen ist. Da Universitäten und wissenschaftliche Einrichtungen geschlossen waren, konnten Wissenschaftler ihre Arbeit nur privat fortsetzen. Eine Voraussetzung dafür waren jedoch „sichere Dokumente“, die vor einer Deportation schützten bzw. eine Anstellung in einer staatlichen bzw. kriegswichtigen Institution, wie einer Genossenschaft, der Stadtverwaltung oder einem medizinischen Institut. Nach dem Krieg erinnerten sich daher viele Intellektuelle an eine „Doppelung der Normsysteme“ während der deutschen Besatzung Polens.

Im Teil „Okkupierte Körper“ setzt sich C. mit dem „Muselmann“, d. h. mit Personen, die sich aufgrund der extremen Unterernährung an der Schwelle zwischen Leben und Tod befanden, auseinander. Während der „Muselmann“ vor allem nach dem Krieg Schriftsteller und Philosophen wie Primo Levi, Bruno Bettelheim und Giorgio Agamben beschäftigte, nutzten jüdische und polnische Mediziner die Verbreitung vom Fleckfieber und die katastrophale Versorgung in den Ghettos, um medizinische Studien über Hunger und Seuchen durchzuführen. So wurden unter anderem in den beiden Krankenhäusern des Warschauer Ghettos, in dem fast 100 000 Juden vor dem Beginn der Deportationen verstarben, Opfer der Hungersnot für Studien verwendet, deren Befunde bis heute wissenschaftlichen Wert besitzen. Interessant ist auch das Verhalten der Immunogen Rudolf Weigl, Ludwik Fleck und Ludwik Hirschfeld, die auf je unterschiedliche Art und Weise sowohl mit den Besatzern kollaborierten als auch der verfolgten Bevölkerung halfen (S. 249).

Im letzten Teil geht C. auf den sog. Untergrundstaat und die Hochschulen ein, die im Verborgenen wirkten. Beide „Institutionen“ arbeiteten eng zusammen, zumal die Abteilung für Wissenschaft und Hochschulen der Delegatur der Londoner Regierung im besetzten Polen den klandestinen Unterricht beaufsichtigte. Neben geheimen Universitäten und zahlreichen Vereinen entstanden auch Verhaltenskodexe, die den „zivilen Kampf“ der Intellektuellen gegen die Besatzer definierten und grundsätzlich für alle polnischen Bürger galten. Da die Verhaltenskodexe von patriotischen Idealen bestimmt waren, prangerten sie die Zusammenarbeit mit den Besatzern an und ließen sie nur in bestimmten pragmatischen Fällen zu. Trotz dieser Verbote und moralischer Aufrufe war die Kollaboration mit den Besatzern zumindest im Generalgouvernement durchaus verbreitet, was C. am Beispiel der sog. Schwelleninstitutionen zeigt. Dazu zählten diverse Fachschulen, Labore, Institute (z. B. das Institut für Deutsche Ostarbeit) und Archive. Sie boten den Wissenschaftlern Einkommen und relative Sicherheit und ermöglichten die Durchführung von wissenschaftlichen Studien oder klandestinem Unterricht.

Insgesamt ist die Studie instruktiv und bietet interessante Einblicke in das Leben polnischer Wissenschaftler während der deutschen Besatzung an. Leider ist sie nicht frei von methodologischen Schwächen. Ersten ignoriert der Autor wissenschaftliche Publikationen zur Kollaboration, definiert den Begriff nicht und untersucht die Thematik nicht eingehend, obwohl sie zentral für die Studie ist. Sein Verständnis von Kollaboration beruht auf dem normativen Gebrauch durch den polnischen Widerstand, weshalb C. Kollaboration und Widerstand einander gegenüberstellt, obgleich er auch das Konzept der Grauzone von Primo Levi integriert.¹ Zweitens zeigt der Autor nicht durchgehend deutlich genug, wie unterschiedlich Juden und katholische Polen von den deutschen Besatzern verfolgt wurden, weshalb die Studie gelegentlich den Eindruck erweckt, als ob polnische Wissenschaftler in demselben Ausmaß wie Juden verfolgt bzw. Opfer derselben Besatzungspolitik gewesen seien. Drittens verzichtet C. auf eine Untersuchung des Antisemitismus, der vor dem Krieg an polnischen Universitäten grassierte, im polnischen Widerstand verbreitet war und daher ein zentraler Aspekt der Studie hätte sein müssen.

Berlin

Grzegorz Rossoliński-Liebe

¹ GRZEGORZ ROSSOLIŃSKI-LIEBE: Kollaboration im Zweiten Weltkrieg und im Holocaust. Ein analytisches Konzept, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 21.7.2020, https://docupedia.de/zg/Rossolinski-Liebe_kollaboration_v2_de_2020 (22.08.2022).

Jonathan Huener: The Polish-Catholic Church under German Occupation. The Reichsgau Wartheland 1939–1945. Indiana University Press. Bloomington 2021. XVII, 352 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-253-05404-3. (\$ 42,–.)

Der an der University of Vermont lehrende Jonathan Huener befasst sich in der vorliegenden Studie mit einem Thema, das in seinen Grundzügen als bereits recht gut erforscht gelten kann. In seiner Einleitung vertritt der Vf. allerdings die Ansicht, dass die Kirchenpolitik im Reichsgau Wartheland (RW) bislang eher in Form von Lokalstudien oder als Fallbeispiel im Rahmen von Arbeiten mit überregionalem Fokus behandelt worden sei. Als weitere Motivation für seine Beschäftigung mit diesem Thema gibt er an, dass noch keine detaillierte Untersuchung in englischer Sprache vorliege.

Ausgehend von der ausführlich rezipierten Forschungsliteratur und unter Einbeziehung zahlreicher Archivbestände in Polen und Deutschland sieht es H. als erforderlich an, die Politik gegenüber der polnischen Katholischen Kirche im RW auf mehreren unterschiedlichen Ebenen zu betrachten: erstens als ein, im europaweiten Vergleich, besonders brutales Vorgehen, da die deutschen Besatzer die Katholische Kirche als Keimzelle polnischen Widerstands im RW einschätzten und das Ausüben des Glaubens auf eine strikt privat zu behandelnde Angelegenheit reduzierten; zweitens als ein Experimentierfeld zukünftiger deutscher Kirchenpolitik, als das der von den Besatzern so titulierte „Mustergau“ (*model*

Gau bei H.) RW dienen sollte; drittens in Hinblick sowohl auf die Reaktionen seitens des Vatikans als auch auf die an den Vatikan gerichteten Appelle und Berichte des drangsalierten polnischen Klerus im RW, da die entsprechenden Archivbestände bislang nicht ausreichend gewürdigt worden seien (und für die, so merkt der Vf. an, in den 2020 freigegebenen Aktenbeständen zum Pontifikat Pius' XII. zukünftig weitere neue Erkenntnisse zu erwarten seien).

H. folgt diesen Fragekomplexen in 18 Kapiteln von jeweils ähnlichem, also eher kurzem Umfang, ohne weitere Einteilung in Unterkapitel. Indem er auf diese Weise „an informative und simultaneously energetic narrative“ (S. 9) bieten möchte, wendet er sich – ohne dass sich das Buch als populärwissenschaftlich bezeichnen ließe – an einen eher breiten Leserkreis. Nacheinander widmet sich die Darstellung dem deutschen Einmarsch im September 1939; den ideologischen Grundlagen der Besatzungspolitik im RW; den Repressionsmaßnahmen, Inhaftierungen und Liquidierungen des polnischen katholischen Klerus (wobei der Vf. insbesondere auf die wichtige Rolle des KZ Dachau eingeht); der strikt überwachten Trennung von deutschen und polnischen Katholiken; der nochmaligen Verschärfung der anti-katholischen Maßnahmen 1940/41, die dann seit Ende 1942 keine weitere Zuspitzung mehr erfuhr; den damit einhergehenden Plünderungen und Enteignungen kirchlichen Besitzes; dem Vorgehen seitens des Vatikans, insbesondere Papst Pius' XII.; schließlich vereinzelter Lockerungen der Maßnahmen angesichts der drohenden militärischen Niederlage des Deutschen Reiches.

Die Darstellung ist durch die umfangreiche Heranziehung von Sekundärliteratur in Kombination mit ergänzenden Archivfunden stets anschaulich, ohne dabei oberflächlich zu wirken. Rund zwei Dutzend Fotografien, die Gebäude, Aktionen und Personen zeigen und den Text in sinnvoller Weise ergänzen, befördern den generellen Eindruck, dass sich die Studie nicht nur an ein präzise vorgebildetes Fachpublikum richtet; Gleiches gilt für die nicht wenigen Querverweise im Text zu vorangegangenen oder noch folgenden Kapiteln bzw. Textpassagen.

Nicht ganz so leicht entschlüsseln lässt sich hingegen, welche wirklich neuen Erkenntnisse und Bewertungen H. mit seinen Forschungen präsentieren kann. Eine griffige Ausgangsthese fehlt. Geleitet wird die Untersuchung von der Prämisse, dass die hier behandelte Kirchenpolitik von mehreren unterschiedlichen Faktoren und Interessen beeinflusst worden sei: der anti-christlichen Ideologie des Nationalsozialismus; dem Kampf gegen den polnischen Katholizismus; den spezifischen Bedingungen im RW. Dass die Innen- wie auch die Außenpolitik NS-Deutschlands keineswegs monolithisch und frei von inneren Widersprüchen gestaltet wurde, ist bekannt. H. führt dies beispielhaft an den Auseinandersetzungen zwischen Reichsstatthalter Arthur Greiser und dem Reichskirchenministerium über die angemessene Reglementierung der Katholischen Kirche vor – obwohl er sich ja laut Einleitung, wie erwähnt, gerade von dieser Art der Darstellung abheben möchte. Doch zugleich lässt die vom Vf. immer wieder vorgenommene Einordnung der geschilderten Vorgänge in den größeren Kontext der NS-Politik einzelne Spezifika des RW klar hervortreten. So setzte Greiser kirchenpolitische Maßnahmen um ein Vielfaches schneller um als die Behörden auf Reichsebene nach 1933 (S. 70 f.).

Zu konstatieren ist aber auch: Die Tatsache, dass die Leitfrage eher im Ungefähren bleibt, scheint im Fazit deutlich durch: Dass sich das Scheitern der NS-Kirchenpolitik im RW insbesondere daran zeige, dass keine dieser Maßnahmen im „Altreich“ übernommen wurde und dass es nach Kriegsende weiterhin eine polnische Katholische Kirche gab, wirkt als Ausklang der Studie allzu generell (S. 312 f.).

Letztlich hat H. eine fundierte Darstellung zu den Terror- und Unterdrückungsmaßnahmen gegen polnische Geistliche und Gläubige vorgelegt, die den Forschungsstand um anschauliches Quellenmaterial ergänzt und die Vielzahl der Repressionsmaßnahmen identifiziert sowie in ihren jeweiligen Ausprägungen voneinander abgrenzt. Wirklich neue übergreifende Erkenntnisse lassen sich daraus aber nicht ableiten – womöglich finden sich

solche Entdeckungen tatsächlich erst in den jüngst freigegebenen Materialien in den Archiven des Vatikans.

Marburg

Christoph Schutte

Ljiljana Radonić: Der Zweite Weltkrieg in postsozialistischen Gedenkmuseen. Geschichtspolitik zwischen der „Anrufung Europas“ und dem Fokus auf „unser“ Leid. Berlin – Boston 2021. 327 S., Ill. ISBN 978-3-11-071481-4. (€ 89,95.)

Ljiljana Radonić untersucht in ihrer Habilitationsschrift Geschichtsnarrative zum Zweiten Weltkrieg in zehn Gedenkmuseen aus neun postsozialistischen EU-Staaten. In jedem der Länder hat sie, sofern vorhanden, ein Museum aus der jeweiligen Hauptstadt gewählt, in Ungarn jedoch derer zwei aufgrund ihrer gegensätzlichen narrativen Ansätze. Als Quellen nutzt sie die Ausstellungen an sich sowie, um Narrative vergangener Ausstellungen zu rekonstruieren, auch Ausstellungskataloge, Broschüren und ähnliche Publikationen. Es werden jeweils Ort und Rolle der Museen, Leitnarrativ sowie Inszenierung und Texte untersucht. Nach der methodologischen Analyse der Museen selbst erfolgt ein Vergleich der Narrative und in welchen Kontexten die Museen im eigenen Land und international stehen. Eine weitere Fragestellung betrifft die Wirkkraft von doppelter Besatzung, Holocaust, Opfernarrativen und Kollaboration auf die Expositionen. Der Forschungsstand zu den einzelnen Museen ist sehr unterschiedlich. Einige Ausstellungen waren Gegenstand umfassender Analysen und internationaler Debatten. Andere blieben weitgehend unbeachtet, hier betreibt R. Grundlagenforschung.

Nach einer theoretischen Einbettung („Europäisierung der Erinnerung“, Universalisierung des Holocaust und „Osterweiterung“ dieser Erinnerungskultur) und der Erläuterung der Methodologie (eine Kombination aus *site analysis*, Diskursanalyse, *visual history* und Betrachtung von Museen als hybride, über die jeweiligen Einzelkomponenten hinausgehende Medien) folgen chronologisch aufgebaute Kapitel. Innerhalb dieser Kapitel wird jedes der untersuchten Museen zum Zeitpunkt seiner Gründung vorgestellt. Die Entwicklung der jeweiligen Ausstellungen wird in den nachfolgenden Kapiteln, die einen späteren Zeitabschnitt behandeln, wieder aufgegriffen. Vor 1989, also noch zu sozialistischen Zeiten, entstanden die Gedenkstätte in Theresienstadt (Terezín), das Museum des Slowakischen Nationalaufstands in Banská Bystrica und die KL-Gedenkstätte in Jasenovac. Maßgeblich waren die antifaschistischen Narrative der Volksrepubliken. Dabei wurden nationalistische und faschistische Elemente der slowakischen und kroatischen Regime und die spezifisch rassistischen Elemente des Holocaust ausgeblendet, um das Konzept der Brüderlichkeit unter den Nationen nicht zu gefährden. Der Zeitraum von 1990 bis 1999 war geprägt von der Transformation. Zuvor tabuisierte Thematiken des Zweiten Weltkriegs konnten nun offen debattiert werden, und neue Ausstellungen zu kommunistischen Verbrechen entstanden, so das Urteil der Vf.

Die 2000er Jahre sieht R. als eine Ära, in der sich die Museen im Rahmen der EU-Beitrittsprozesse der einzelnen Staaten mit Europa befassten. Sie unterscheidet dabei die beiden im Titel genannten Metanarrative: die Anrufung Europas sowie den Fokus auf „unser“ Leid. Bei der „Anrufung Europas“ würden museale Trends aus dem Westen übernommen, wie die individualisierte Darstellung von jüdischen Opfern, eine erstmalige Anerkennung der Roma als Opfergruppe und die Auseinandersetzung mit Kollaboration und Schuldfragen der eigenen Schicksalsgemeinschaft. Vor allem die Ästhetik der Inszenierungen bediene sich der Symbolik von Holocaust-Museen: einer Individualisierung des Leidens sowie einer Dramaturgie und Gestaltungselementen, die sich an das US Holocaust Memorial-Museum und Yad Vashem anlehnten. Zu diesem Typ gehören das Museum des Slowakischen Nationalaufstandes, die Gedenkstätte in Jasenovac und das Holocaust-Gedenkzentrum in Budapest. Der Fokus auf „unser“ Leid zielt auf die Anerkennung der stalinistischen und kommunistischen Verbrechen durch „den Westen“. Dieser Typus ist in den Museen in den drei baltischen Ländern und im ungarischen Haus des Ter-

rors anzutreffen. Im Mittelpunkt steht das Leid der eigenen Schicksalsgemeinschaft. Juden und Roma stellen eine Konkurrenz zum „eigenen“ Leid dar und sollen dieses im Ausstellungskontext nicht überschatten. Im Nationalen Zeitgeschichtsmuseum in Ljubljana existieren zwei Ausstellungen nebeneinander, die sich jeweils einem der beiden Typen zuordnen lassen.

Zwei Museen, die Gedenkstätte Theresienstadt und das Museum des Warschauer Aufstands, lassen sich nicht eindeutig den zuvor entwickelten Typen zuordnen. Ein weiteres Kapitel widmet sich dem Fehlen von vergleichbaren Gedenkmuseen in Rumänien und Bulgarien. Den in diesen beiden Staaten vorhandenen Museen fehle ein klares Narrativ, Zeitgeschichte werde mitunter überhaupt nicht ausgestellt. Die Vf. führt diese geschichtspolitische Ambivalenz und Apathie auf die wechselnden Bündniszugehörigkeiten während des Zweiten Weltkriegs und die Kontinuität der alten sozialistischen Eliten zurück. Neue Entwicklungen seit den 2010er Jahren sind der autoritäre Backlash in Polen und Ungarn, der auch für bestehende Ausstellungen eine stärker nationalistische Ausrichtung der Narrative einfordert, und die Universalisierung des Holocaust in den Gedenkmuseen in Tallinn und Vilnius. Das Leiden jüdischer Opfer wird nun individualisiert betrachtet. Roma werden als kollektive Opfergruppe vorgestellt.

Die Betrachtung derartiger Museen und nationaler geschichtspolitischer Kontexte – noch dazu aus einer Hand – verschafft Ostmitteleuropaforschern, die sich häufig nur mit einem Land oder einer Region beschäftigen, einen hilfreichen und notwendigen Überblick über museale Entwicklungen in den benachbarten Staaten. Die Monografie ist auch für alle diejenigen relevant, die sich mit einem der vorgestellten Museen oder Museumslandschaften beschäftigen. Eine Kernerkenntnis R.s ist, dass die EU-Beitrittskandidaten und späteren Mitglieder westliche Museumsnarrative an die eigenen anzulehnten, indem sie in eine Art Dialog mit Europa eingetreten seien (aber im Grunde mit sich selbst, da Bulgarien und Rumänien auch ohne neue historische Einsichten EU-Mitglieder geworden sind). Sie übernahmen die formale und ästhetische Sprache, die dahinterstehenden Absichten wurden hingegen nicht vollständig rezipiert. Stattdessen entstanden national-europäische Umformungen mit hybriden und parallelen Erzählungen. Für die weitere Erforschung erinnerungskultureller Debatten in den postsozialistischen EU-Ländern lässt sich R.s Werk nutzen, um Museen als Schaufenster historischer Narrative und somit als Untersuchungsobjekte mit einzubeziehen.

Zwangsläufig kann eine so breit angelegte Analyse nicht bis ins letzte Detail gehen. Der angestrebte Vergleich gelingt vor allem dort, wo die Museen einem der von R. entwickelten Typen folgen. Auch die Ausarbeitung sich verändernder Narrative innerhalb eines Museums verdeutlicht prägnant geschichtspolitische Wendungen, etwa beim Austarieren der Dimensionen „Wir–Sie“ und „Opfer–Täter“. Besonders aufschlussreich ist die tabellarische Darstellung des Wandels der Narrative im Laufe der Zeit im Museum des Slowakischen Nationalaufstands – so eine klare Aufbereitung wäre auch für andere erforschte Museen wünschenswert gewesen.

Görlitz

Alexander Szalapski

Khurbn-Forschung. Documents on Early Holocaust Research in Postwar Poland. Hrsg. von Laura Jockusch. Mit einem Vorwort von Dan Diner. (Archiv jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 6.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2021. 853 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-525-36856-5. (€ 150,–.)

Die von Laura Jockusch hrsg. Edition zeigt 50 ausgewählte Dokumente aus den Jahren 1944 bis 1948/49, in denen sich die Anfänge der Holocaust-Forschung widerspiegeln. Sie gehen im Wesentlichen auf die Tätigkeit der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission (Centralna Żydowska Komisja Historyczna, CŻKH) in Polen zurück. Daher entstammen sie zumeist dem Archiv des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts (ŻIH). Einige sind anderen Einrichtungen, etwa dem Archiv des Pariser Centre de Docu-

mentation Juive Contemporaine (CDJC) und dem Heidelberger Zentralarchiv zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland, entnommen. Es handelt sich um bislang Unveröffentlichtes aus internen Vorgängen – wie maschinenschriftlich überlieferte Schreiben, Berichte und Protokolle – ebenso wie um wieder abgedruckte Artikel aus heute schwer zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften sowie um Broschüren, welche die CŽKH seinerzeit herausgegeben hat.

Die abgeschriebenen und – wo notwendig – kommentierten Schriftstücke veranschaulichen, welche Forschungsanstrengungen damals besonders von den Mitgliedern dieser Kommission unternommen wurden. Abgedruckt sind sie in den Sprachen der Originale – auf Polnisch, Jiddisch, Deutsch – mit ihren jeweiligen englischen Übersetzungen. „Khurbn“ ist die im Jiddischen gebräuchliche Bezeichnung für den Mord an der jüdischen Bevölkerung unter dem Nationalsozialismus. Als Begriff für öffentliche Gewalt gegen Jüdische Gemeinden reichen dessen Ursprünge bis zur vorletzten Jahrhundertwende – dem Pogrom in der moldawischen, vom russischen Zarenreich beherrschten Stadt Kišinëv (heute: Chişinău) – zurück. Einen Überblick zu seiner Verwendung in der zeitgenössischen Forschung von jüdischer Seite bietet Philip Friedmans Beitrag „The Elements of Our Khurbn-Forschung“ vom Januar 1949 (Dok. 11, S. 215–261.)

Eine kundige Einführung informiert zunächst über den historiografischen Hintergrund. Den Schwerpunkt bildet dabei das Zustandekommen der CŽKH in Lublin am 29. August 1944 und deren Arbeit in den ersten Monaten nach dem Ende der NS-Herrschaft infolge des sowjetischen Einmarschs in Polen. Geschildert werden die Beweggründe der Beteiligten, die der Ermordeten in Trauer gedenken, deren Schicksale aufzeichnen, das Geschehene historisch ermitteln und Beweise sammeln wollten, mit denen die Täter zur Verantwortung gezogen werden sollten. Daneben ergab sich die Notwendigkeit, Traumata, Erfahrungen von Verlust und Zusammenbruch anzugehen. Nicht zuletzt beabsichtigten die Khurbn-Forscher, der künftigen Geschichtsforschung Materialien zur Verfügung zu stellen. Die von ihnen eingesetzten Forschungsverfahren bezogen sich auf historiografische Vorbilder in der Arbeit vorausgegangener jüdischer Einrichtungen, insbesondere des 1925 gegründeten Yidisher Visnshaftlekher Institut (YIVO) und des Untergrundarchivs im Warschauer Getto (Oneg Schabbat).

Eingegangen wird hier auch auf die öffentliche Reichweite und Wirksamkeit. Die meisten – mehrere Dutzend – Publikationen erschienen in Polen, einige auch in Paris, wo seit 1943 Vorkehrungen getroffen worden waren, den Leidensweg der jüdischen Verfolgten zu dokumentieren. Das bedeutendste Zentrum im besetzten Deutschland war München, wo jüdische Displaced Persons 1945 eine Zentrale Historische Kommission ins Leben riefen. Zwischen Schweden im Norden und Italien im Süden entstand eine ganze Reihe von Dokumentationszentren (siehe Karte S. 39). Sodann geht es in der Einführung um die Auswirkungen der kommunistischen Machtübernahme in Polen, welche zu einer verzerrten, politisch einseitigen Vereinnahmung beim Umgang mit dem jüdischen Erbe führte. Schon 1945 verkündete ein Werbeplakat der CŽKH: „Die historische Wahrheit ist eine Waffe im Kampf gegen den Faschismus!“ (Dok. 19, S. 365–367).

Schließlich blickt J. auf die Errungenschaften der frühen Forschungen. Friedman fasste sie schon im September 1950 in einer breit angelegten, ausgefeilten Forschungsagenda meisterlich zusammen (S. 48–50). Sie fand über Jahrzehnte hinweg allerdings kaum Beachtung, als man die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung weitgehend aufgrund von Unterlagen der nationalsozialistischen Machthaber erforschte – und die jüdischen Stimmen vernachlässigte.

Im Dokumententeil kommen vier Themen zum Tragen: zunächst die Entstehung der „Khurbn-Forschung“ und ihr methodischer Ansatz (11 Dokumente), dann deren praktische Umsetzung anhand von Forschungsrichtlinien, Fragebögen und Aufrufen an die Überlebenden, Zeugnis abzulegen (10). Dem schließen sich im dritten Abschnitt 20 ausgewählte Zeugenaussagen von Überlebenden an, die im Bestand 301 des ŻIH-Archivs vorliegen. Darunter ist etwa die Aussage von Felicja Czerniaków, der Witwe des Warschauer Juden-

ratsvorsitzenden Adam Czerniaków. Die aus Kehl gebürtige Adolphine Bertha (genannt Else) Pfeiffer (1889–1971) berichtet über ihre Anstrengungen, jüdische Verfolgte zu retten, und bekennt, sie habe „die jüdische Hölle gemeinsam“ mit ihnen durchlebt (S. 572); im April 1944 ins KZ Ravensbrück verschleppt, begab sie sich nach der Befreiung wieder zurück nach Warschau.

Der vierte Abschnitt enthält 9 Schriftstücke über die Forschungsanstrengungen in Bezug auf Gettos und Lager. Darunter ist ein richtungsweisender Beitrag von Nachman Blumenthal über die im nationalsozialistisch beherrschten Polen geschaffene Begriffswelt, die sich anfangs im Deutschen, dann ganz rasch auch im Jiddischen und weiteren Sprachen mit neuen Wörtern bzw. gewandelten Wortbedeutungen niederschlug. Ein Beispiel dafür ist „Aktion“ und damit zusammengesetzte Wörter wie „Judenaktion“, „Polenaktion“ usw., mit denen der Massenmord kaschiert wurde (S. 719 f., 726 f.). Sieht man von Victor Klemperers *Lingua Tertii Imperii* ab,¹ wurden solche sprachkritischen, auf eine Bereinigung des Wortschatzes abzielenden Betrachtungen in den Nachfolgestaaten NS-Deutschlands leider kaum vorgenommen, geschweige denn in Taten umgesetzt. Die negativen Auswirkungen dieses Versäumnisses waren daher im öffentlichen wie im Behörden-diskurs noch lange spürbar, und sie sind es mitunter bis heute.

Die Sammlung stellt gewissermaßen einen – bedeutsamen – Teil der Quellengrundlage bereit, den die Vf. für ihre Dissertation ausgewertet hat.² Sie bezeugt zugleich, wie sehr sich die Überlebenden bemühten, der Sicht der Opfer, deren alltäglicher Lebenssituation und deren Sterben unter dem NS-Regime Raum zu geben und überhaupt das Leid und die Erfahrungen in den Jüdischen Gemeinden in den Mittelpunkt zu rücken. Dankenswerterweise sind der Sammlung ein Personen-, ein Orts- und ein Sachregister angefügt, außerdem gibt es anschauliche Fotoaufnahmen und Biogramme wichtiger Beteiligter.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ VICTOR KLEMPERER: LTI. Notizbuch eines Philologen, hrsg. von ELKE FRÖHLICH, Ditzingen 2020 (zuerst erschienen Berlin 1947).

² Siehe meine Rezension von: LAURA JOCKUSCH: *Collect and Record! Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe*, Oxford 2012, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 64 (2015), S. 464–466.

Achim Wörn: Der Jischuw an der Oder. Juden in Stettin, 1945–1950. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 54.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2021. XI, 378 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-87969-443-3. (€ 70,-)

Das Buch beruht auf einer Dissertation, die am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin verfasst wurde. Die Arbeit soll „zugleich eine Lokalstudie zur Ansiedlung von Juden in den vormals zu Deutschland gehörenden Gebieten sein und dabei auf die Besonderheiten der Stettiner Ansiedlung eingehen“, was durch eine breite Kontextualisierung erreicht werden solle (S. 9). Achim Wörn stützt sich auf die breit angelegte Auswertung zahlreicher Archivalien (in polnischen, amerikanischen und israelischen Archiven), zeitgenössischer Presse und Periodika sowie niedergeschriebener und in Interviews festgehaltener Erinnerungen der Akteure.

Bei Stettin mit seinem Umland handelte es sich anfänglich um ein „Niemandland“, dessen staatliche Zugehörigkeit bis August 1945 noch nicht eindeutig festgelegt war („Wettlauf um Stettin“) und wo die sowjetische Militärverwaltung eine machtvolle Position einnahm. Es gab zwar noch deutsche Einwohner, die man als Arbeitskräfte brauchte, aber ihre Zahl nahm kontinuierlich ab. Schon allein diese Umstände erleichterten Plünderungen und gewaltgeladene Willkür. U. a. deswegen war diese Gegend als „Wilder Westen“ verschrien und lockte dementsprechend nicht nur Heimatlose oder auf einen Aufstieg Hoffende, sondern auch Abenteurer und Rabauken an.

Juden befanden sich vor allem in der Gruppe der heimatlos Gewordenen, daneben gab es vereinzelt Vorkriegsstettiner. Manche hatten in Verstecken überlebt, die meisten aber kamen aus der Sowjetunion (*flight survivors*), wo sie den Krieg in den Arbeitslagern in großer Armut und mit schwerer körperlicher Arbeit verbracht hatten. Zuerst kehrten sie für gewöhnlich in ihre Heimatgemeinden zurück, wo sie feststellen mussten, dass ihre Familien ausgelöscht und ihre Besitztümer von Fremden oder Nachbarn „angeeignet“ worden waren. Damit wuchs der Druck, sich neue Wohnorte zu suchen. Eine große Gruppe von Juden stammte aus Ostpolen, das jetzt in die Sowjetunion eingegliedert war, was zu mehreren Ausreisewellen nach Polen führte. Diese regionale Abstammung unterschied Juden von den zugereisten Polen, die mehrheitlich aus den angrenzenden großpolnischen Gebieten kamen und junge Männer waren (Gender-Unterschiede werden von W. erwähnt, aber nicht analysiert).

Eigentlich wollten die meisten jüdische Ansiedler nach Schlesien gelangen, wo viele Ortschaften gute Perspektiven versprachen: günstige Lebensbedingungen, genug Arbeit und ein reiches jüdisches Kulturleben und Gemeindewesen. Nun aber wurden viele von ihnen nicht nach Schlesien, sondern in die anderen „Wiedergewonnen Gebiete“ geschickt. Diese sollten mit ihrer Hilfe neu besiedelt und dabei „re-polonisiert“ werden, nicht zuletzt, um auch die Grenzen dauerhaft sichern. Die so intendierte neue Stadtgesellschaft imaginierten die kommunistischen Machthaber als progressiv sozialistisch. Andererseits gab es auch Pläne, dort „ein jüdisches nationales Siedlungsgebiet“ zu schaffen (S. 59–63).

Nur war aber ausgerechnet Stettin, schon allein wegen des massiven Zerstörungsgrades, auf diesen Andrang von Zugereisten gar nicht vorbereitet. Die Verwaltung, soweit sie überhaupt existierte, schien überfordert und konnte weder Wohnraum noch Arbeit und in vielen Fällen nicht einmal Lebensmittel oder medizinische Hilfe bereitstellen. Den traumatisierten, gebrechlichen und (häufig an Tuberkulose) erkrankten Neuankömmlingen, die oft nichts besaßen, bot sich keinerlei Perspektive; nicht einmal das Überleben war gesichert. Erschwerend hinzu kamen noch die weit verbreiteten antijüdischen Ressentiments. In dieser bedrohlichen Situation kam den Enttäuschten immerhin die Grenzlage der Stadt, die legere Moral des sowjetischen Militärs und die anfängliche Einstellung der polnischen Verwaltung zugute. All diese Faktoren begünstigten die Ausreise auf deutsches Gebiet und die weitere Emigration. In vielen Fällen handelte es sich dabei eigentlich um eine Familienzusammenführung, da die einzigen lebenden Verwandten schon vor dem Krieg emigriert waren und in ihren neuen Heimatländern lebten. Auf diese Weise verringerte sich die Anzahl der jüdischen Zugereisten in Stettin in hohem Tempo, dauerhaft geblieben sind nur wenige (ca. 4 000). Manche von ihnen sind buchstäblich in der Stadt gestrandet, denn die Emigration wurde nach 1947 erschwert und nach 1951 unmöglich gemacht.

W.s Darstellungsweise besticht mit ihrer Nähe zum alltäglichen Geschehen: Der Vf. schildert überzeugend die Wege nach Stettin, Motivationen, Wohngegenden und Wohnverhältnisse. Nach der turbulenten Ankunft beschreibt er die Bemühungen der Ankömmlinge, sich das Leben unter den neuen Umständen einzurichten; insbesondere die Suche nach Arbeit und materieller Unterstützung. In beiden Fällen wandten sich die Bedürftigen entweder an die Verwaltung oder aber an die jüdische Gemeinde und ausländische Hilfsorganisationen (Joint Distribution Committee, Landsmannschaften und Privatinitiativen). W. weist auf die ungleiche Behandlung der Bedürftigen, den wachsenden Antisemitismus und die Abwehrstrategien hin. Er schildert, wie man im jüdischen Milieu an die Vorkriegsverhältnisse anzuknüpfen versuchte, indem sich in Stettin sowohl eine jüdische Konfessionsgemeinde – und chassidische Stübchen (Gebetsräume) – als auch Parteien (Bund, diverse Zionistenverbände) und Landsmannschaften neu organisierten. Beachtlich waren die Aktionen, die zur Gründung jüdischer Schulen führten, welche wiederum aufgrund der jiddischen Unterrichtssprache rasch polonisiert wurden. Die Programmatik des Bundes, dessen Anhänger eigentlich in Polen bleiben wollten, verlor immer mehr an Rückhalt, während der Zionismus an Bedeutung gewann. Der Vf. analysiert die Gründung der Genossenschaften und Kibbuzim (sowie weitere Versuche der Abkehr von dem als unprodukt-

tiv eingeschätzten Handel). Spannend zu verfolgen sind die Bemühungen, Juden politisch für die Kommunistische Partei einzuspannen und jüdische Organisationen immer strenger zu kontrollieren – ein Prozess, der in den internen Parteiberichten und Zeitungsartikeln gut belegt ist.

Das Buch ist für Migrationsforscher interessant und richtungsweisend, indem es einen in vielfacher Hinsicht misslungenen Versuch, an einem neuen Ort sesshaft zu werden, analysiert. Zudem reiht es sich in die immer größere Zahl von Arbeiten ein, welche die bis dahin wenig erforschten Nachkriegsrealitäten näher beleuchten und die Bedeutung der Zäsur vom Jahr 1948 herausarbeiten. Die Arbeit verdeutlicht, wie sich totalitäre Prozesse auf eine Minderheit auswirkten. Dies geschieht aus der Perspektive einer auf unterschiedliche Weise verwundeten Grenzstadt, die ihre Bevölkerung und ihre Entwicklungsressourcen verloren hat. Die Forschung zu anderen pommerschen Städten und Regionen kann an dieses Buch mit Gewinn anknüpfen. Zusätzlich bietet es eine wertvolle Ergänzung zu Arbeiten, die das Aufblühen jüdischen Lebens nach dem Zweiten Weltkrieg in Schlesien (z. B. in Dzierżoniów) analysieren;¹ zu fragen wäre, ob W.s Buch die andere Seite derselben Medaille zeigt. Während Stettin in der Forschung als eine Stadt übermittelt wird, die polnischen Zugereisten durchaus die Perspektive auf einen Aufstieg bot, scheint dies im Falle der jüdischen Überlebenden nicht zutreffend gewesen zu sein.

Dresden

Hanna Kozińska-Witt

¹ Z. B.: KAMIL KJJEK: *Aliens in the Land of Piast. The Polonization of Lower Silesia and Its Jewish Community in the Years 1945–1950*, in: TOBIAS GRILL (Hrsg.): *Jews and Germans in Eastern Europe. Shared and Comparative Histories*, Berlin 2018, S. 234–255.

Andreas Schmidt-Schweizer: *Die westdeutsch-ungarischen Beziehungen im Zeitalter der bipolaren Weltordnung (1947–1990).* / *A magyar-nyugatnémet kapcsolatok a bipoláris világrend idején (1947–1990).* tredition. Hamburg 2021. 171 S. ISBN 978-3-347-36792-0. (€ 19,99.)

In der Historiografie ist die klassische Diplomatiegeschichte seit Jahrzehnten ins Hintertreffen geraten. Diese Aussage trifft insbesondere auf die Erforschung der diplomatischen Beziehungen zwischen Ostmitteleuropa und Westeuropa im Kalten Krieg zu. Auch deswegen war es ein mutiges Unternehmen von Andreas Schmidt-Schweizer, die zwischenstaatlichen Beziehungen Ungarns und Westdeutschlands zwischen 1947 und 1990 aufzugreifen. Für die Beschäftigung mit einem Thema der deutsch-ungarischen Diplomatiegeschichte ist der Autor nahezu ideal prädestiniert: Er studierte und promovierte an deutschen Universitäten (München, Freiburg) und befasst sich seit den 1990er Jahren mit Fragen der deutsch-ungarischen Beziehungen. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Geschichtswissenschaft an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (heute „Institut für Geschichtswissenschaft des Zentrums für Humanwissenschaften“) und hat seit 2012 mehrere Quellenmodule für das Herder-Institut in Marburg erstellt.

Seine wissenschaftliche Expertise und das gewählte Thema der vorliegenden zweisprachigen Monografie sind also vielversprechend. Die zwischenstaatlichen Beziehungen Ungarns und der Bundesrepublik Deutschland im Kalten Krieg waren bislang kein intensiv erforschtes Thema, was mehrere Gründe hat. Zum einen verlor Ungarn am Ende des Zweiten Weltkriegs aufgrund der sowjetischen Einflussnahme seine traditionelle Deutschlandorientierung. Die Rezensentin wundert sich deshalb, warum die Analyse der zwischenstaatlichen Beziehungen nicht mit dem Jahr 1945, als die abrupte Entflechtung stattfand, beginnt. Zum anderen gibt es bis in die 1970er Jahre hinein nicht viel über die ungarisch-westdeutschen Beziehungen zu berichten. Der Bundesrepublik Deutschland waren anderweitige Kontakte – auch innerhalb des sog. Ostblocks – wichtiger, und Ungarn bevorzugte aus politisch-ideologischen Gründen die Verbindungen zur Deutschen Demo-

kratischen Republik. Dieses fehlende gegenseitige Interesse spiegelt sich auch in der spärlichen einschlägigen Historiografie wider. Trotzdem hätte der Autor bei der Zusammenstellung der Sekundärliteratur eine breitere Auswahl treffen können. Wichtige Arbeiten von Krisztina Slachta und weiteren ungarischen Autoren, die zu den ungarisch-ostdeutschen Kontakten publizierten, fehlen. Diese aber hätten das Thema in einen breiteren Kontext stellen und neue Perspektiven geben können. Die Monografie ist klassisch nach chronologischen Prinzipien gegliedert, orientiert an den Zäsuren der ungarischen und westdeutschen Innenpolitik. Neben Fragen der diplomatischen Beziehungen widmet sich der Vf. hauptsächlich der Entwicklung wirtschaftlich-handelspolitischer und kultureller Kontakte vor allem auf staatliche Ebene.

Was jedoch noch weitaus bedenklicher ist als die schmale Literaturbasis, sind die gänzlich fehlenden Dokumente aus den Archiven. In keiner einzigen Fußnote werden Unterlagen aus dem Ungarischen Staatsarchiv oder aus dem Bundesarchiv in Koblenz angeführt, geschweige denn aus dem Politischen Archiv des Außenministeriums in Berlin oder dem Staatssicherheitsarchiv in Budapest. Der Grund dafür ist sicherlich nicht, dass der Autor nicht genügend in den Archiven recherchiert hätte. Vielmehr kann es damit zusammenhängen, dass die hier zu rezensierende populärwissenschaftliche Abhandlung mit einem anderen Beitrag des Autors wortwörtlich identisch ist. Dabei handelt es sich um einen Aufsatz von Sch. für ein Handbuch zu den Außenbeziehungen Ungarns,¹ für das hier rezensierte Werk ergänzt um einen Anhang sowie die deutschsprachige Textversion. Das Genre der Monografie gestattet es eigentlich, die Primärquellen abschließend aufzulisten. Dagegen wird in dem vorliegenden Werk keine einzige zeitgenössische Quelle, weder eine Archivale noch ein Zeitungsbericht, genannt. Das ist sehr bedauerlich. Sch. hätte die Mühe nicht scheuen dürfen, die Primärquellen entweder in den zahlreichen Fußnoten, in denen er die Sekundärliteratur zitiert, oder wenigsten am Ende der Abhandlung unter „Verwendete Quellen“ anzumerken. Dieser Mangel stellt die wissenschaftliche Qualität des Buches und seine Seriosität in Frage. Die Rezensentin ist zudem der Meinung, dass der Autor viel mehr Schwung und Innovation in die Monografie hätte bringen können, wenn neue Ansätze – wie die kulturhistorische Annäherung der „neuen Diplomatiegeschichte“, die Verflechtungsgeschichte oder die Transfergeschichte – thematisiert worden wären. Mit diesen neuen Methoden hätte Sch. sein fundiertes Wissen über die westdeutsch-ungarischen diplomatischen Beziehungen adäquater ausloten können.

Budapest

Ibolya Murber

¹ ANDREAS SCHMIDT-SCHWEIZER: A magyar–nyugatnémet kapcsolatok, 1947–1990, in: SÁNDOR HORVÁTH, GUSZTÁV G. KECSKÉS u. a. (Hrsg.): Magyarország külkapcsolatai (1945–1990) [Die Außenbeziehungen Ungarns (1945–1990)], Budapest 2021, S. 347–378.

Piotr Weislik: Dissident Legacies of Samizdat Social Media Activism. Unlicensed Print Culture in Poland 1976–1990. Routledge. London – New York 2021. XI, 245 S. ISBN 978-0-367-75669-7. (€ 36,99.)

Im Rahmen der Buchreihe *Histories of Central and Eastern Europe* ist im Jahr 2021 ein Band über das Erbe der Untergrundkultur und über deren Bedeutung für die demokratische Opposition im kommunistischen Polen erschienen. Der Vf., Piotr Weislik, ist Leiter des Zentrums für digitale Geisteswissenschaften am Institut für Literaturforschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau und arbeitet mit der Central European University und der Open Society Archives in Budapest zusammen. In seinem Buch setzt er sich zum Ziel, den Zusammenhang zwischen Ideen und Medienpraktiken, insbesondere die Funktionen der Untergrundkultur als Form des „samizdat social media activism“, näher zu beleuchten. Der Band basiert auf W.s Dissertation und besteht aus vier Kapiteln, in denen die Entstehungsgeschichte des Samizdat als eines sozialen Mediums, die Bedeutung der

Presse der Gewerkschaft „Solidarność“, Erscheinungsformen und ökonomisch-organisatorische Aspekte der demokratischen Bewegung unter Kriegsrecht und in den nachfolgenden Jahren sowie der Übergang vom Kommunismus zur Demokratie (unter besonderer Berücksichtigung der Auflösung der Untergrundszene und der Neuorientierung des Pressemarktes nach dem Systemwechsel von 1989) analysiert werden. Diese Gliederung entspricht der chronologischen Entwicklung der inoffiziell herausgegebenen Presse und Literatur. Der Band enthält neben Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels auch ein Literaturverzeichnis und ein Register der Namen und Sachbegriffe.

Das Hauptziel der von W. vorgelegten Studie ist einerseits die Erfassung der alternativen polnischen Kulturszene und ihrer Medien im ethnografischen und historischen Kontext und andererseits der Versuch, die Entwicklung und die Eigenart des sog. Zweiten Umlaufs (*drugi obieg*) vor dem Hintergrund oppositioneller Potenziale und der Kommunikationsmöglichkeiten gegenwärtiger sozialer Netzwerke zu analysieren. Die Neugier auf eine praktische Umsetzung dieser innovativen Forschungsperspektive mischt sich allerdings – zumindest vor der Lektüre – mit dem Eindruck, dass der zeitliche Rahmen und die komplexe Thematik des Buches eigentlich eine Studie größeren Umfangs erfordern. Der Anblick des verhältnismäßig schmalen Bandes sollte aber nicht täuschen: Das Buch von W. ist kenntnisreich geschrieben und beleuchtet sowohl intellektuelle als auch organisatorische, finanzielle und technische Aspekte der polnischen Kultur außerhalb der Zensur. Ein großer Gewinn für die Leser ist z. B. die Darstellung der inoffiziellen Kulturszene in der Endphase des Kommunismus, besonders vor dem Hintergrund der Verhandlungen am Runden Tisch, das Bild der Selbstauflösung des Zweiten Umlaufs im Herbst 1989 und nach der Abschaffung der Zensur im April 1990.

Die Lektüre lohnt aber auch wegen der sachkundigen Analyse des „langen Marsches“ („long march“, S. 136) der polnischen alternativen Kultur in den 1980er Jahren (der aus der polnischen Tradition des 19. Jh. abgeleitete Begriff „Grundlagenarbeit“ hätte in diesem Zusammenhang angesichts der breit angelegten und gezielten Arbeit am Aufbau einer Untergrundgesellschaft besser gepasst). Die Darstellung der thematischen, weltanschaulichen und ästhetischen Vielfalt des Zweiten Umlaufs ist genauso plastisch und ausgereift wie die Schilderung technischer Details des Buchdrucks in den Untergrundverlagen. Obwohl sich der Vf. zum Ziel setzt, vor allem die intellektuelle Geschichte mitsamt ihrer Interaktionen innerhalb der inoffiziellen Presse- und Kulturszene zu analysieren, wäre es durchaus angebracht gewesen, den Text um Bilder zu ergänzen. Die Untergrundverlage funktionierten in improvisierten Räumen und waren mit allen Problemen der Mangelwirtschaft im Kommunismus konfrontiert. Dieser Zustand zwang die Verleger, sich auf den eigenen Einfallsreichtum bei der Organisation des Druckprozesses zu verlassen und bisher kaum bekannte Drucktechniken zu verwenden. Das stark differenzierte Layout dieser Zeitschriften und Bücher hat zweifellos einen ikonografischen Wert, der es verdient hätte, gezeigt zu werden – nicht zuletzt im Vergleich mit Publikationen dieser Art in anderen Ländern des Ostblocks.

Viel problematischer erscheint jedoch die Kontextualisierung des Zweiten Umlaufs in den gegenwärtigen sozialen Medien. Die häufige Verwendung des Begriffs *samizdat social media* weckt einerseits das Interesse an einem innovativen Forschungsansatz, trägt aber gleichzeitig dazu bei, dass die für die polnische Untergrundkultur übliche Bezeichnung *drugi obieg* etwas verblasst, aus einem auf Englisch verlegten und damit für ein breiteres Publikum konzipierten Buch verdrängt wird und durch den Hinweis auf gegenwärtige Social Media irreführend wirkt. Die Wortschöpfung „Samizdat“ stammt von dem russischen Begriff *samizdatel'stvo* (Selbstverlag) und charakterisiert eher die Widerstandskultur in der UdSSR als die Eigenart der inoffiziellen Presse in Polen. Dem Vf. ist dieser Unterschied bekannt, und er verweist an einigen Stellen auf die länderspezifische Terminologie.

Nur bedingt nachvollziehbar ist auch W.s Brückenschlag zwischen der Untergrundkultur in der Volksrepublik Polen und den modernen sozialen Netzwerken. Ihre Rolle z. B. im

arabischen Frühling und in vielen anderen Protestkulturen ist unbestritten. Insofern kann man den Zweiten Umlauf mit seinen freiheitlichen Potenzialen und alternativen Vertriebsmethoden als einen Vorläufer antiautoritärer Netzinitiativen verstehen. Zu fragen wäre aber, ob die Formulierung *dissident legacies*, die im Titel des Bandes im Zusammenhang mit Untergrundzeitschriften erscheint, tatsächlich – bzw. in welcher Form und in welchem Ausmaß? – auf gegenwärtige Regimekritiker auf Facebook bezogen werden sowie eine bewusste Kontinuität (in der Art und Weise, wie die Untergrundverleger in der VR Polen an die Traditionen der heimlich gedruckten Presse der Heimatarmee anknüpfen) unterstellt werden sollte. Der Begriff *network*, den der Vf. seltener verwendet, wäre außerdem für die Beschreibung des Kulturlebens im Untergrund passender gewesen als *social media* – nicht zuletzt aufgrund der Unterschiede zwischen den für Web 2.0 typischen sozialen Netzwerken, in denen User zu Autoren werden, und der früheren – passiven – Version des Internets. Der Vf. wählt Begriffe wie *network* oder *environment* in Bezug auf Konstellationen von Personen, Institutionen und Ideen, die – wie W. zu Recht anmerkt – auch für die Pariser *Kultura* charakteristisch waren. Ein Vergleich der meisten Untergrundzeitschriften mit gegenwärtigen *user*-orientierten sozialen Medien scheint dagegen problematisch, auch wegen relativ fester Autorenteams wie z. B. in der außerhalb der Zensur erscheinenden Literaturzeitschrift *Zapis*. Das Internet mit seinen dissidentischen Potenzialen – und seiner mit dem Zweiten Umlauf vergleichbaren Ausrichtung – ließe sich gewiss für einen modernen Forschungsansatz operationalisieren, allerdings nur, wenn man dessen Zustand aus den früher 2000er Jahren zugrunde legt. Ähnlich wie die Zeitschriften des Zweiten Umlaufs war das Internet der ersten Generation ein relativ passives Medium mit einer klaren Einteilung in Autoren und Leser. Nicht zu übersehen ist auch der technisch-kommerzielle Aspekt: In den sozialen Netzwerken (anders als unter konspirativen Umständen) sind für die Rezeption der Inhalte Algorithmen wichtiger als Mund-zu-Mund-Propaganda.

W.s Studie beeindruckt durch seinen sachkundigen und differenzierten Blick auf die inoffizielle Kulturszene und regt dazu an, nach universalen Dimensionen eines längst geschlossenen Kapitels der polnischen Protestkultur mit modernen Mitteln zu suchen.

Bydgoszcz

Krzysztof Okoński

Filip Gańczak: „Polen geben wir nicht preis“. Der Kampf der DDR-Führung gegen die Solidarność 1980/81. Ferdinand Schöningh – Brill. Paderborn 2020. XXV, 380 S. ISBN 978-3-506-70428-3. (€ 78,-)

Dass die Entstehung der Solidarność in der sozialistischen Volksrepublik Polen im Jahr 1980 für das westliche Nachbarland DDR eine ganz besondere Herausforderung bedeutete, war von Anfang an mehr als deutlich. Eindeutige offizielle Verurteilungen, Grenzschließungen und andere Maßnahmen ließen schon bei den Zeitgenossen keine Zweifel an der kompromisslosen Haltung der DDR-Führung aufkommen. Filip Gańczak betrachtet also ein sattem bekanntes Phänomen und nutzt es für eine Detailstudie, die in erhellender Weise Aufschluss über die Führungsstruktur der DDR gibt. Detailliert arbeitet er heraus, wie die Entscheidungsfindung in der DDR-Führung erfolgte, welche interne Diskussionen und Richtungsstreitigkeiten es gab, welcher Handlungsspielraum und welche Zwänge vorlagen.

Beeindruckend ist die in bestechenden Details präsentierte Erkenntnis, wie sehr die DDR-Führung ihr Handeln auf nüchterne und pragmatische Weise nach der eigenen Staatsräson, nach den realen Machtverhältnissen im Gefüge der Ostblockstaaten und nach den eigenen politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten ausrichtete. Deutlicher denn je ist zu sehen, wie sehr die offiziellen Formeln sozialistischer Brüderlichkeit oder die Bezugnahme auf die marxistisch-leninistische Ideologie zu bloßen Phrasen verkamen, die vor der nüchternen Abwägung von Handlungsalternativen im Clausewitzschen Sinne zurücktraten.

Der Autor analysiert in sechs Kapiteln die Entscheidungsprozesse der DDR-Staatslenker. Zunächst stellt er grundlegende Faktoren der Beziehungen beider Staaten dar, wobei es wesentlich um wirtschaftliche Zusammenhänge geht. Auch weist er auf die besondere Ausgangslage der DDR als westlichstes Ostblockland hin, das sich nach den Kompromissen der polnischen Machthaber mit den Solidarność-Führern unversehens auch von Osten her bedroht sah. Ein wichtiges, für die Politik der DDR nicht zu vernachlässigendes Element der Staatsräson war auch das besondere Verhältnis zur BRD.

Für den Machtapparat der DDR stellte das Aufkommen und der Sieg der polnischen unabhängigen Gewerkschaft daher eine ernste Gefahr dar. Der „polnische Bazillus“, wie es im internen Sprachgebrauch hieß, sollte auf keinen Fall ins eigene Land übergreifen. Bezeichnend ist hier die Metaphorik von Krankheit und Gesundheit im ansonsten vom sozialistischen Politikerjargon geprägten Texten – möglicherweise ein Hinweis auf subkutan wirkende antipolnische Stereotype auch in der Führung, was aber von G. nicht untersucht wird. Sehr genau betrachtet er hingegen die folgenden Entscheidungen der Machthaber. Er vermag zu zeigen, wie die DDR-Führung je nach Fortschreiten der Entwicklung mit immer neuen Maßnahmen reagierte.

Die Arbeit ist klar und systematisch aufgebaut. Zunächst identifiziert G. Generalsekretär, Politbüro und ZK der Partei als die maßgeblichen Entscheidungsträger, wobei er die konkreten Personen, ihren Charakter und ihre Handlungsspielräume beleuchtet. Sodann betrachtet er drei Institutionen, welche die so getroffenen Entscheidungen umsetzten, nämlich die Abteilung Internationale Verbindungen des ZK, das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten und die diplomatischen Vertretungen sowie das Ministerium für Nationale Verteidigung und die Nationale Volksarmee.

Im nächsten Kapitel schildert der Vf. die Lage in Polen, wie sie sich der Führung der DDR darstellte. Das Hauptaugenmerk sei darauf ausgerichtet gewesen, Gefahren vom eigenen Staat abzuwenden. Im Zentrum der Überlegungen der DDR-Führung standen daher drei Themenkomplexe: die befürchtete Entstehung einer „zweiten Front“, die Gefahr einer Abwendung Polens von der UdSSR, was unweigerlich eine Schwächung des gesamten Ostblocks und auch der Sicherheit der DDR nach sich gezogen hätte, und die Bedrohung der gerade aufgekeimten Beziehungen zur BRD, die nicht zuletzt aus finanziellen Gründen für die DDR außerordentlich bedeutsam waren. Wirtschaftlicher Pragmatismus spielte bei einem weiteren Gefahrenszenario eine Rolle – dem möglichen Ausbleiben von Steinkohlelieferungen aus Polen angesichts der instabilen politischen Lage des Landes.

Der Autor zeigt sodann in einzelnen Kapiteln auf, welche Maßnahmen die DDR-Führung zur Abwehr dieser Gefahren ergriff. Die erste Entscheidung bestand in der Schaffung eines *Cordon sanitaire*. Die Ereignisse in Polen wurden als ansteckende Krankheit diagnostiziert, vor der es sich zu schützen gelte. Eine Reihe von Maßnahmen sollte dies gewährleisten: die Einschränkung des Grenzverkehrs von und nach Polen, die Kontrolle der DDR-Gesellschaft hinsichtlich ihrer Einstellungen zu den aktuellen Ereignissen in Polen, die Kontrolle der polnischen Arbeiter in der DDR, die Überwachungen von Studenten und generelle Einschränkungen im Kulturaustausch.

Die zweite Entscheidung bestand in dem Versuch, das angeschlagene Nachbarland wirtschaftlich zu unterstützen. Drei Aktionen standen hier im Zentrum: erstens eine Lebensmittelhilfe, zweitens die Gewährung eines nicht rückzahlbaren Kredits und drittens eine Solidaritätsaktion nach dem 13. Dezember 1981. Bald jedoch setzte sich die Ansicht durch, dass diese Maßnahmen wirkungslos blieben und von nun an weitere Hilfen an Wirtschaftsreformen zu koppeln seien.

Die Erkenntnis, dass diese Maßnahmen ohne den gewünschten Erfolg blieben, brachte die Führung der DDR zu einer dritten Entscheidung, nämlich zu Planungen, nach dem Beispiel des Einmarsches der Warschauer Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei 1968 militärisch einzugreifen. Die Solidarność wurde zu einer konterrevolutionären Kraft und die regierende PVAP zu einer Partei auf dem Rückzug erklärt, so dass per Intervention die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung restauriert bzw. gesichert werden müsse.

Tatsächlich reichten die getroffenen Maßnahmen von der Planung eines solchen Vorhabens über konkrete militärische Vorbereitungen bis hin zu dem Versuch, eine Interventionskoalition mit den benachbarten sozialistischen Bruderstaaten zu bilden.

In der Logik dieser Gedanken lag eine weitere Entscheidung, nämlich die intensive Einflussnahme auf die Führung des Nachbarlands mit dem Ziel, die Zustimmung zu einer militärischen Intervention der Nachbarstaaten zu erreichen. Dazu schien ein Führungswechsel in der PVAP notwendig, auf den die DDR-Führung nachdrücklich hinzuwirken versuchte, auch wurde dem polnischen Innenministerium substantielle Unterstützung zur Vorbereitung der notwendigen Überwachungsaufgaben gewährt.

Der Vf. vermag ebenfalls zu zeigen, dass die Führung der DDR sich als geeint und handlungsfähig präsentierte. Das Politbüro ließ dem Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker in seinem eindeutigen Kampf gegen jegliches Eingehen auf die *Solidarność* freie Hand. Politbüro und Staatsapparat erwiesen sich angesichts der Bedrohungen der Macht von außen als geeint und entschlossen.

G.s Analyse besticht durch profunde Quellenkenntnisse und tiefenscharfe Analysen. Der DDR-Staatsapparat erscheint als eine durch und durch rational aufgebaute Maschine, die flexibel auf Herausforderungen mit sachangepassten Entscheidungen reagierte. Doch gerade die Perfektion, mit der diese Handlungsmuster hier dargestellt werden, wirft Fragen auf: waren die Politiker der Führungsriege der DDR wirklich allesamt derartig kühle Rechner, die machen konnten, was sie wollten? Wenigstens zu Beginn der Krise in Polen schien es so als habe die DDR-Führung auf die sozialistische Öffentlichkeit Rücksicht nehmen müssen, etwa wenn Hilfsaktionen propagandistisch untermalt wurden. Machte sich dann aber angesichts der realen Gefahr des Machtverlusts der Partei im Nachbarland nicht auch in der Führung der DDR Panik breit? Möglicherweise ist hier der Grund dafür zu suchen, dass die Geheimpolizei jede noch so geringe Sympathiebekundung für die Entwicklung im Nachbarland mit drakonischen Maßnahmen ahndete. Das führt zu der Frage, welche Handlungsspielräume die DDR-Führung tatsächlich hatte? Um das zu klären, wäre sicherlich ein Blick in sowjetisches Archivmaterial notwendig, was hier nicht erfolgt ist. Insgesamt handelt es sich um eine wertvolle Studie von beeindruckender Detailfülle und Differenziertheit, die an einem konkreten Einzelbeispiel die Anatomie des Machtapparats und seiner Entscheidungsfindung in allen Einzelheiten darlegt und damit auch zum Verständnis der DDR-Variante des Staatssozialismus beiträgt.

Bremerhaven

Rüdiger Ritter

Geschlecht und Wissen(schaft) in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Claudia Kraft und Ina Alber-Armenat. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 36.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2017. V, 137 S., Ill. ISBN 978-3-87969-424-2. (€ 34,-) – Der vorliegende Band versammelt multidisziplinäre Analysen zur Wissensproduktion, indem die Verschränkungen von Geschlecht und Wissen(schaft) genauer in den Blick genommen werden. Die sechs wissenschafts-, sozial- sowie kunstgeschichtlichen, soziologischen, literaturwissenschaftlichen und politikwissenschaftlichen Beiträge demonstrieren differenziert, wie die Analysekategorie „Geschlecht“ in Auseinandersetzung mit lokal verankertem Wissen neue Erkenntnisse produziert. Damit ist ein zentrales Anliegen der Herausgeberinnen Ina Alber-Armenat und Claudia Kraft eingelöst. Ralitska Muharska zeigt, wie Diskurse von Männlichkeit, Wissenschaft und kommunistischer Ideologie in Bulgarien eine Ideologie des „höher, weiter, besser“ und Reifizierung technischer Disziplinen produziert hat. Eva Schäffler befasst sich mit soziologischen Studien zur Sexualität in der DDR und legt das Wechselverhältnis von gesellschaftlichen Wertvorstellungen und staatlichen Leitbildern Schicht für Schicht frei. Beata Hock nimmt sich mit „Gender Check“ (2009/10 in Wien und Warschau) einer Ausstellung an, die dem Wissenstransfer über Geschlechterverhältnisse in Kunst und Gesellschaft des Staatssozialismus dienen sollte. Doch das Ziel, die Ausstellung auf ein höheres Reflexionsniveau zu bringen, das sich aus historischen Erfahrungen, feministischer Kulturtheorie und dem Neu-Lesen übernommener Begrifflichkeiten speist, sei nicht ganz erreicht worden. Drei Aufsätze haben Polen zum Thema. Nina Seiler beschäftigt sich mit der wissenschaftshistorischen Verortung der Literaturwissenschaftlerin Maria Janion und zeigt anhand ihrer Arbeiten seit den späten 1970er Jahren überzeugend genuin polnische literaturtheoretische Entwicklungen, die sich nicht in erster Linie an westlichen Traditionen abarbeiten. Teresa Kulawik widmet sich dem Konflikt um reproduktive Rechte in Polen in Gestalt der Abtreibungsfrage und der Reproduktionsmedizin. Die konkreten politischen Umstände sind dafür verantwortlich, dass bestimmte Argumente der jeweiligen Gegenseite ausgeblendet werden, und dabei geht es weniger um Moral als um Macht. Katharina Kinga Kowalski schließlich erläutert in ihrer Analyse der polnischen Gender Studies, wie politische und gesellschaftliche Entwicklungen in Polen schon seit den 1980er Jahren das Feld spezifisch geprägt haben. Alle Beiträge zeigen eindrucklich, dass Wissen immer situiertes Wissen im Sinne Donna Haraways ist, sich also nicht einfach objektiv gewinnen lässt, sondern auch die eigene Positioniertheit im Erkenntnisprozess mitzudenken ist. Die Hrsg. nennen die Texte denn auch eine „hilfreiche Erkenntnissonde“. Dies ist insgesamt ein starkes Plädoyer dafür, wissenssoziologische Analysen oder Reflexionen in allen Forschungsgegenständen zu berücksichtigen. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie eine solche reflexive Wissenspraxis institutionell gesichert werden kann; die Ostmitteleuropaforschung als Area Studies scheint hier gut aufgestellt, ist sie sich doch der Kontext- und Ortsgebundenheit der Wissensproduktion schon länger bewusst. Wünschenswert wäre eine weitere Bearbeitung der in der Einleitung aufgeworfenen Frage, ob nicht auch, ähnlich den Geschlechterkategorien, der Gegenstand der Ostmitteleuropaforschung „gequeert“ werden sollte, also der so definierte Raum bzw. Raumvorstellungen zum Gegenstand wissenschaftsgeschichtlicher Forschung werden sollten – ganz im Sinne von Larry Wolffs „Inventing Eastern Europe“.

Luzern

Gesine Fuchs

Uta von Arnim: Das Institut in Riga. Die Geschichte eines NS-Arztes und seiner „Forschung“. Eine Spurensuche. Nagel & Kimche, Zürich 2022. 239 S., Ill. ISBN 978-3-312-01244-2. (€ 22,-) – „Da war was, sage ich“: Uta von Arnim, Ärztin und Journalistin, stellt ihrem Werk einen Prolog voran, in dem sie anhand dreier knapp skizzierter Situationen ihren persönlichen Weg zur historischen Recherche andeutet. Mit wenigen Worten und dem Kontext der Beerdigung ihrer Großmutter deutet sie ein familiäres Tabu an, das in diesem Fall erst nach dem Tod der Großeltern Fragen nach der Rolle ihres Großvaters während des Nationalsozialismus zuließ. Herbert Bernsdorff (1892–1968), Sohn eines lettisch-deutschen Arztes, war 1941–1944 als Leiter der Abteilung Gesundheit und Volkspflege für das Gesundheitswesen der besetzten baltischen Staaten und eines großen Teils Weißrusslands zuständig und gründete in Riga ein Forschungsinstitut. Dort fand verbrecherische Forschung am Menschen statt, die der Produktion von Fleckfieberimpfstoff dienen sollte. Der private Hintergrund spielt im Buch bei aller

zurückhaltend-knappen Darstellungsweise eine bedeutsame Rolle: in der symmetrischen Gestaltung von Prolog und Epilog, in kurzen, grafisch abgesetzten Sequenzen persönlicher Natur sowie in der Verwendung anonymisierter Interviews mit Familienangehörigen als Quellen. Ebenso wie wörtliche Zitate aus Archivalien und Publikationen sind die Aussagen von Interviewpartner:innen kursiv gesetzt, sie werden auf diese Weise Teil der literarischen Gestaltung. So ist das Erscheinen des Buches in einem Literaturverlag durchaus stimmig. Gleichwohl ist ebenso die Genauigkeit und Gründlichkeit der historischen Recherche, die korrekte Darstellung der komplexen historischen Ereignisse und nicht zuletzt der umfangreiche und präzise Anmerkungsapparat hervorzuheben, die den Wert des Werkes als Sachbuch kennzeichnen. Dies ist zum Teil sicher auch der Medizinhistorikerin Sabine Schliermacher zu verdanken, die beratend tätig war und auch das Vorwort schrieb. Neben dem familiären Hintergrund der deutschbaltischen Oberschicht wird einleitend der berufliche Werdegang Bernsdorffs dargestellt. Das am Stadtrand von Riga gelegene Gut Kleistenhof gehörte der Familie seiner Frau und wurde als Sommerhaus genutzt, auch nachdem in den 1920er Jahren das Seruminstitut der Universität auf einem Teil der ehemaligen Ländereien errichtet worden war. Dessen Geschichte vor 1941, als das Institut unter deutsche Leitung gestellt und durch ein Institut für medizinische Zoologie im Gutshaus selbst ergänzt wurde, ist Teil der Erzählung, bevor sich die Vf. den Arbeitsgebieten Bernsdorffs ab 1941 zuwendet. Hatte er bis zum Kriegsausbruch eine ärztliche Praxis in Riga geführt, so avancierte er nun zunächst zum Beauftragten des Reichsärztführers Leonardo Conti für die „Alten, Kranken und Siechen“ (S. 35 f.) unter den aus dem Baltikum in das besetzte Polen umzusiedelnden Deutschbalten, zu denen auch psychiatrische Anstaltspatient:innen gehörten. Bald stieg er zum Leiter der Abteilung Gesundheit und Volkspflege der deutschen Verwaltung und zum „Gesundheitsführer des Ostlandes“ (S. 47) auf, in großer Machtfülle zuständig für Krankenhäuser, Anstalten, Lazarette und Sanatorien, für die Verhütung von Seuchen und die Umsetzung des Erbgesundheitsgesetzes, für Forschung, Ernährung und die Sanitätspolizei. Insofern war Bernsdorff auf mehreren Gebieten in Medizinverbrechen verstrickt, doch besonderen Raum nimmt im Buch die Forschung an Fleckfieberimpfstoff im Kleistenhofer Institut ein. Für die Vermehrung der Erreger benötigte man Läuse, die wiederum mit menschlichem Blut gefüttert wurden. Zu diesem Zweck wurden Juden aus dem Rigaer Ghetto nach Kleistenhof geholt, die sich täglich der äußerst schmerzhaften Prozedur der Läusefütterung (an der Unterseite durchlässige Schachteln mit Läusen wurden auf die Haut geschnallt) unterziehen mussten. An Menschen getestet wurde der Impfstoff u. a. im Konzentrationslager Buchenwald. Insofern ist das Buch auch eine wertvolle Ergänzung zur Forschung über medizinische Forschung in ethisch entgrenzten Räumen im Nationalsozialismus.

Marburg

Maike Rotzoll